# CHAI S RUND CHE EUT

TURE NERMAN

Mitläufer

HANS JAEGER

Die Befreiung der Befreiten

ALFRED FRISCH

Lohnverhältnisse und Lebensniveau in Frankreich

V. O. STOMPS

Pietro Aretino - Ruhm und Nachruhm

HERMANN UHDE-BERNAYS

Bodenhausen

ALBRECHT GOES

In memoriam Hans Carossa

GOTTFRIED KAPP

Der Arbeiter · Erzählung

10

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

# OKTOBER 1956

## RUNDSCHAU

Untergrund ohne Grund (1041) — Kommentator unerträglich (1042) — Zwischen Frankfurt und Hamburg (1043) — Historiker und Entfremdung (1045) — Der Kulturkreis (1046) — Buchmarkt - kritisch gesehen (1047) — Samuel Fischers Verlag (1048) — Gertrud von le Fort (1049)

# AUFSATZE

Ture Nerman	1	Hansres Jacobi	
Mitläufer	1051	Sainte-Beuves Begegnung mit dem deutschen Geist	1082
Hans Jaeger	1056	V. O. Stomps	
Die Befreiung der Befreiten	1036	Pietro Aretino — Ruhm und Nachruhm	1085
Lohnverhältnisse und Lebens- niveau in Frankreich	1063	Martin Braun Der Altmeister der englischen Historiker	1091
Harry Pross		Hermann Uhde-Bernays	
Antisemitismus in der Bundesrepublik	1069	Bodenhausen	1095
Hellmut Kämpf		In memoriam Hans Carossa	1098
Wissenschaft - Wahrheit -		Otto Rombach	W. J. S.
Revolution	1077	Gesang am Nil	1100

# ZEITTAFEL (1105) - ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU (1106)

### GEDICHTE

Erich Lotz (1084) — Gertrud von Petersdorff (1104) — Kurt Sigel (1115)

### PROSA

Gottfried Kapp Der Arbeiter . . . . 1109

# LITERARISCHE RUNDSCHAU

Kessel (1116) — Max Weber (1119) — Schiller-Reden (1121) — Pfitzner (1121) — Carmina Burana (1123) — Schoch (1124) — Neusüss-Hunkel (1125) — Meyer (1126) — Friedenthal (1126) — Bronnen (1127) — Urzidil (1128) — Barzini (1129) — Lion (1130) — Baumgart (1130) — Ortese u. a. (1132) — Rieser (1134) — u. a.

# MITTEILUNGEN (1134))

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 5. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53. Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

# RUNDSCHAU

Untergrund ohne Grund

Daß die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes gegen die Kommunistische Partei rechtens war, ist unbestreitbar. Umso zweiselhafter ist ihre politische Weisheit. Das Verbot einer Partei hat doch nur Sinn, wenn es durchführbar ist. Und gerade das ist fraglich. Das jahrelange Gerichtsverfahren, dessen Ausgang weder in der Düsseldorfer Filiale, noch im Sitz der Generalvertretung in Pankow und erst recht nicht in der Moskauer Zentrale ungewiß sein konnte, ließ genug Zeit, um die sichtbare Partei beizeiten zu entleeren und Ersatzorganisationen vorzubereiten.

In den wenigen Wochen seit dem Verbot zeigt es sich schon, daß diese Umstellung funktioniert. Während die Polizei kleinen Funktionären das Telefon sperrte, leere Büroräume besetzte und sonst allerhand Schabernack trieb, nahm ein kommunistischer "Freiheitssender" gemächlich seinen Betrieb auf, strömten sowjetzonale Jugendliche den Aufläufen der "Halbstarken" zu, protestierten die "Bruderparteien" einhellig, so wieder einmal ihre Unabhängigkeit von Moskau "beweisend". Gewonnen ist damit garnichts . . .

Dafür vermehren sich die Gefahren, die in der nazistischen Unterwanderung der Bundesrepublik von Woche zu Woche deutlicher sichtbar werden. Da ist vor allem die Wahrscheinlichkeit zu nennen, daß sich die alte Bruderschaft der Kommu-Nazi erneuert. Die gemeinsame antiwestliche Haltung beider Gruppen, ihre Vorliebe für eine nationalistische Phraseologie, die im Effekt Moskau zugute kommt, weisen sie schon außenpolitisch auf einander an. Innenpolitisch sind die Nazis, auf die man zur Bekämpfung der bolschewistischen Gefahr glaubt, nicht verzichten zu können, geradezu die idealen Bundesgenossen der Kommunisten, denn ihr Antikommunismus ist weithin antidemokratisch. Die zweite Gefahr ist der ersten verwandt. Es wird nämlich schwer halten, zu bestimmen, welche der zahlreichen regierungsfeindlichen Organisationen zu Recht verdächtigt werden, die verbotene KPD fortzusetzen und welche nicht. Es ist guter Brauch der Demokraten, Opposition zu machen, ohne dabei weniger staatstreu zu sein als die Regierung. Durch das KP-Verbot kann es da zu schauderhaften Versehen kommen. Es könnte sein, daß die Regierung sich in der Hitze der Verfolgung mit dem Staat verwechselt und falsch reagiert. Das wäre umso bedauerlicher, als noch nicht bewiesen ist, ob alle Kräfte, die sich heute hinter die Regierung stellen, auch morgen noch den Staat bejahen. Drittens aber, und das halten wir für die größte aller Gefahren, verschiebt das Verbot die antikommunistische Verantwortlichkeit von der Gesamtheit in die Hände des Innenministeriums und der Geheimdienste. Die Abfuhr, die sich die Kommunisten bei den westdeutschen Wahlen holten, war ein Erfolg unserer Republik, der in der ganzen freien Welt honoriert wurde. Sie erweckte so etwas wie Verständnis im Wähler für seine Macht, für seine Fähigkeit, abblitzen zu lassen, wen er partout nicht mag. Die fetten Karpfen glupschten seitdem doch immer einmal wieder nach dem roten Hecht in ihrem Teich, ob er nicht frech werde. Nun sind sie dessen enthoben. Die Regierung macht's. Wie so vieles, zu vieles. Darum hat Friedrich Heer, der österreichische Historiker, recht, wenn er in der "Furche" schreibt: "Das Verbot der KP in Westdeutschland ist eine Schwächung der jungen deutschen Demokratie, weil sie dem einzelnen, dem Staatsbürger, und den demokratischen Parteien, die täglich notwendige Auseinandersetzung mit den Totalitären 'abnimmt', und sie den Gerichten, der staatlichen Verwaltung, der Polizei und Geheimpolizei 'anvertraut'..."

Kommentator — Gegen die Einrichtung der unabhängigen RundfunkKommentatoren hat unlängst Bayerns stellvertretender
Ministerpräsident, der Vorsitzende der Bayernpartei Dr.
Baumgartner, so entschieden und mit so eigentümlicher Begründung Stellung
genommen, daß seine Worte auch außerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle
Beachtung verdienen. Diese Kommentatoren seien eine unerträgliche dritte
Macht. "Ich muß mich auf unzähligen Versammlungen herumschlagen, und da
geht einer vor das Mikrofon und spricht zu Millionen, als ob Millionen hinter ihm stünden."

Nun befindet sich die Bayernpartei gegenwärtig in beträchtlichen Schwierigkeiten, weshalb man den Ärger ihres Vorsitzenden wohl teilweise darauf zurückführen darf. Er hat aber noch etwas gesagt, was offensichtlich nicht nur dem Ärger eines Augenblicks entsprungen ist, sondern tiefer verwurzelt und zudem nicht allein in der Bayernpartei anzutreffen ist. Herr Baumgartner hat nämlich den unabhängigen Kommentatoren ihre Existenzberechtigung darum rundweg abgesprochen, weil die Kommentierung den Vertretern der Parteien und Berufsverbände zustehe. Dem von ihm als unerträglich empfundenen Zustand will Herr Baumgartner wenigstens in Bayern ein Ende bereiten, wenn dort das neue Rundfunkgesetz beraten werde.

Was hier am Rundfunk vorexerziert wird, könnte morgen gegen die Meinungsbildung überhaupt vorgebracht werden. Auch für die Zeitungen und Zeitschriften könnte man fordern, daß nicht mehr unabhängige Publizisten, sondern nur noch Parteien und Berufsverbände dazu berechtigt seien, politische und andere Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu kritisieren. Auch hier könnte einer kommen und das Auftreten unabhängiger Leute für unerträglich erklären. Es scheint also angebracht, solche Tendenzen nicht einfach als skurrile Arabeske der bayerischen Politik abzutun.

Es geht um die Frage, welchen Einfluß unabhängige Leute, worunter parteipolitisch Unabhängige zu verstehen sind, in unserem Gemeinwesen ausüben dürfen; ob sie ihn ausüben können, ist dann eine zweite und ganz andere Frage. Wer die heutigen Verhältnisse kennt, wird über Herrn Baumgartners Wort von der dritten Macht, die ihm unerträglich sei, nur lächeln können. Macht üben nämlich die Unabhängigen bei uns so gut wie überhaupt nicht aus. Sie sind vielmehr vollauf damit beschäftigt, ihr nacktes Dasein mit Zähnen und Klauen zu verteidigen.

Sie verteidigen ihr Dasein, weil sie der unausrottbaren Überzeugung sind, daß es für ein Gemeinwesen einfach notwendig ist, neben den Männern und Frauen, die als Vertreter bestimmter Programme oder Interessen am politischen Leben teilnehmen, immer eine kleine Schar von Menschen zu haben, die ohne ideologische oder materielle Verpflichtung als kritische Beobachter dem

Gang des Geschehens folgen und dazu nicht mehr beitragen als die Ergebnisse ruhigen Nachdenkens, was ja leidenschaftliche Beteiligung keineswegs ausschließt. Gerade weil diese wenigen Menschen heute in ihrer Existenz so hart bedrängt sind, kann die Offentlichkeit durchweg davon ausgehen, daß zu ihnen nicht gerade die schwächsten Charaktere zählen, die eher geneigt wären, der Linie des geringsten Widerstandes zu folgen und in irgendeiner Gruppe Unterschlupf zu suchen. (Womit nun wahrhaft nicht gesagt werden soll, daß diejenigen, welche sich einer Gruppe anschließen, durchweg schwache Charaktere seien!)

Im übrigen ist Herr Baumgartner einem fundamentalen Irrtum erlegen, wenn er meint, daß die unabhängigen Kommentatoren im Rundfunk (oder an anderen Posten der öffentlichen Meinung) zu Millionen sprechen, "als ob Millionen hinter ihm stünden". Gerade das ist nicht der Fall. Der unabhängige Publizist fühlt durchweg keineswegs Millionen hinter sich, sondern höchstens ein kleines Häuflein; meistens weiß er sich sogar allein. Wenn er trotzdem schreibt, kommentiert und kritisiert, so tut er es in der Überzeugung, daß eine Meinung nicht nur deshalb richtig zu sein braucht, weil hinter dem Meinenden Hunderttausende oder Millionen stehen. Sie kann auch richtig sein, wenn nur einer sie vertritt. Sie kann natürlich auch falsch sein. Aber dem unabhängigen Publizisten geht es im letzten Grunde nicht darum, alle Welt zu seiner Meinung zu bekehren, sondern seine Hörer oder Leser zum selbständigen Nachdenken anzuregen. Damit läuft er freilich Gefahr, daß manche Politiker das unerträglich finden.

# Zwischen Frankfurt und Hamburg

Der diesjährige ordentliche Bundeskongreß des DGB steht unter wesentlich weniger dramatischen Vorzeichen als seine beiden Vorgänger in Frankfurt und Berlin.

Im Herbst 1952 wie im Herbst 1954 war es das ungeklärte Führungsproblem, das die Beratungen von vornherein überschattete. Der Berliner Kongreß brachte die Sensation, daß Christian Fette bei knappen Mehrheitsverhältnissen gegen Walter Freitag unterlag. Auf dem Frankfurter Kongreß vor zwei Jahren hingegen stand zwar die Wiederwahl Freitags nicht eigentlich zur Debatte, aber das Interesse der Öffentlichkeit konzentrierte sich hauptsächlich darauf, ob die von ihm erzielte Mehrheit überzeugend genug sein würde, um ihm überhaupt die moralische Legitimation zur Weiterführung seines ebenso wichtigen wie verantwortungsvollen Amtes zu geben. Das Wahlresultat war denn auch höchst unbefriedigend: mit nur 241 von fast 400 abgegebenen Stimmen erzielte der DGB-Vorsitzende einen wesentlich bescheideneren Erfolg als seine beiden Stellvertreter.

Das Problem des "Mannes an der Spitze", das der größten deutschen Massenorganisation seit Hans Böcklers Tode wie eine schwere Hypothek aufgelastet ist, wird auch in Hamburg eine umfassende und jede Kritik ausschließende Lösung nicht finden. Es hat lediglich die bitteren und polemischen Akzente der letzten vier Jahre verloren, schon durch den Umstand, daß sowohl Walter Freitag wie Mathias Föcher, der stellvertretende Bundesvorsitzende aus dem christlichen Lager, inzwischen die Altersgrenze erreichten. Praktisch haben sich die Industriegewerkschaften bereits auf den Nachfolger geeinigt. Willi Richter. der bisherige Leiter des Amtes Sozialpolitik, darf

voraussichtlich als präsumptiver Nachfolger Freitags mit einer stattlichen Mehrheit rechnen. Das Vertrauen seiner Kollegen gilt freilich dem erfahrenen, tüchtigen und verdienten Funktionär, keiner Führerpersönlichkeit mit hervorstechenden politischen Qualifikationen. Hinter den Kulissen, hauptsächlich an der Spitze der beiden größten Industriegewerkschaften, Metall und OTV, stehen wesentlich profiliertere Persönlichkeiten wie Brenner und Kummernuß. Es ist aber wohl gerade das zähe und unauffällige Ringen der beiden "Großen" um die repräsentative Vorherrschaft, das einem bescheidenen Dritten den Weg zur Führung geöffnet hat.

Auch sonst ist im Apparat mit einigen Veränderungen zu rechnen. Dagegen wird wohl auf alle Fälle der geschäftige, undurchsichtige und vielfach umstrittene Georg Reuter stellvertretender Vorsitzender bleiben. Als weiterer Stellvertreter des Bundesvorsitzenden und als Nachfolger Mathias Föchers wird als Vertreter der christlichen Arbeitnehmer Bernhard Tacke (bisher stellvertretender Vorsitzender der IG Textil) den dritten Platz an der Spitze besetzen. Er erfreut sich in allen Gewerkschaftskreisen wegen seiner Initiative, seiner Energie und seines Sachverstandes erheblichen Ansehens. Unter seiner Führung wird voraussichtlich das christliche Element innerhalb der Gewerkschaften stärker und selbstbewußter zum Zuge kommen als während der Amtszeit des gutwilligen, aber schwachen Mathias Föcher.

Zwischen Frankfurt und Hamburg sind dem DGB äußere Erschütterungen und innere Krisen in reichlichem Maße beschieden gewesen. Der Zuwachs an Mitgliedern stagnierte und bröckelte teilweise ab. In der Offentlichkeit unpopuläre Streiks einzelner Industriegewerkschaften nagten erheblich Prestige des Bundesvorstandes, der solche Vorgänge von einer mehr politischen Ebene aus nicht hinreichend zu steuern oder zu bremsen vermochte. Der plumpe Angriff der "Gewerkschaftlichen Monatshefte" - für den ausgezeichneten, aber wegen seiner Unabhängigkeit unbequemen früheren Herausgeber Walter Pahl ist seit fast drei Jahren noch immer kein Nachfolger gefunden worden - auf den bekannten katholischen Sozialreformer Nell-Breuning führte in letzter Konsequenz zwar zum Sturze des doktrinären Viktor Agartz, aber auch zu der lange schwebenden Abspaltung eines ebenso radikalen Flügels christlicher Arbeitnehmer. Um ein Haar hätte das Verhalten des bisherigen Bundesvorsitzenden Freitag in der Wehrfrage zur offenen Rebellion einzelner Industriegewerkschaften und Landesbezirke gegen die Düsseldorfer DGB-Zentrale geführt.

Trotz dieser wenig erfreulichen und an positiven Tatbeständen nicht gerade reichen Bilanz werden die Kongreßdelegierten in Hamburg ihrem scheidenden Vorsitzenden einiges zu verdanken haben. An Klarheit der Konzeption und Bekennermut seinem Vorgänger Christian Fette erheblich unterlegen, übertraf Walter Freitag diesen bei weitem an Viskosität. Vielleicht hat es sogar selten ein Mann in führender Position so geschickt verstanden, aus seinen vielen Mängeln und Nöten ebensoviele Tugenden zu machen. Freitags Mangel an Entschlußkraft, seine Unfähigkeit, grundsätzliche Wege zu weisen und doch gleichzeitig eine besonnene und entschlossene Realpolitik zu treiben, wie sie dem Gewicht einer Sechsmillionenorganisation entsprechen müßte, hat sicherlich viele Krisensymptome heraufbeschworen, aber man muß dem seit Jahren schwerkranken Mann doch nachsagen, daß er in keiner Situation die

Nerven verlor oder gar das Rennen aufgab. Insofern hat seine staunenswerte Unempfindlichkeit vieles wieder glätten können, was durch das Fehlen einer festen und starken Hand hervorgerufen wurde. Unauffällig gab Freitag überall dort nach, wo ihm der Bogen überspannt schien. Dadurch ist es gelungen, dem DGB mehr innere Elastizität zu bewahren, als in den großen Parteien lebendig ist, und die Absplitterung des christlichen Gewerkschaftsflügels bisher auf das Niveau und den Umfang einer Sekte zu beschränken.

Eine ernsthafte Gefahr besteht freilich, und die Zukunft wird lehren, ob die Männer im DGB fähig sind, sie zu beschwören. Zu Hans Böcklers Zeiten verkörperte der DGB eine seltene und beispielhafte Mischung der Ausgewogenheit von Geist und Tatkraft, Idee und Wirklichkeit, Theorie und Praxis. In den letzten fünf Jahren liefen die Gewerkschaften oft Gefahr, zu einem ideologischen Tummelplatz parteipolitischer Rivalitäten zu entarten, und verloren weitgehend ihren erkennbaren, konkreten Standort. Hoffentlich verfällt man in den nächsten Jahren nicht in den umgekehrten Fehler, nämlich alles Theoretisieren und unbefangene Forschen nur darum zu verachten, weil es in der Praxis — und zwar oft nur durch das Versagen von Personen — auf Irrwege geführt hat.

Historiker und Entfremdung

Unter Teilnahme von über siebzig Gästen aus der SBZ, älteren Gelehrten und Archivaren, Parteidozenten und SED-Professoren samt den nachwachsenden "Aspiranten", hat der "Verband der Historiker Deutschlands" Mitte September in Ulm seine 23. Versammlung abgehalten. Ihr Generalthema hieß "Freiheit" — Freiheit, politisch, rechts- wie sozialgeschichtlich verstanden, von der Antike (Schäfer) übers Mittelalter (Grundmann) bis zum Zeitalter des Absolutismus (v. Raumer) und zur Gegenwart der totalitären und der "sekundären" Systme. — Es wird Aufgabe der Fachpresse sein, die oft höchst eindrucksvollen und substantiellen Vorträge zu würdigen.

An diesem Orte haben nur allgemeinere Anmerkungen ihren Platz: Wer heute von Freiheit spricht, hat auch von "Entfremdung" zu sprechen. Entfremdung gibt's nicht nur in der philosophischen Anthropologie von Karl Marx und der Ideologie seiner Enkel oder Bastarde. Entfremdung gibt es vordergründig auch da, wo die Problematik des Verstehens und Übersetzens, die der Geschichtswissenschaft nicht weniger geläufig ist als der Theologie, Philosophie oder Soziologie, nicht bewältigt ist. Entfremdung geschieht z. B., wo einem Diskussionsredner aus der SBZ eine Welle unausgesprochenen Widerstandes entgegenschlägt. Weder die weinerliche Dialektik des prominenten A. Meusel, noch die geschwätzig pathetischen Drohungen von Leo Stern sollten in ihrer unerwarteten Niveaulosigkeit vergessen machen, daß wir es morgen nicht mehr mit ihnen, sondern mit ihren Schülern zu tun haben werden. Sie aber dürfen nicht durch primitive Abweisungsgesten in eine "patriotische" Solidarität hineingezwungen oder gar in ihr bestätigt werden, deren Vaterland nicht der Raum der Freiheit ist.

Allerdings gibt es bei ihren Lehrern auch erschreckende Anzeichen einer besonderen "Entfremdung", die schwerste Zweifel aufkommen läßt, ob die Organe für Freiheit nicht schon weitgehend verkümmert sind: Professor Ehrenberg aus Leipzig vertrat in der Diskussion zu Peter Scheiberts Referat

über Probleme der Leninforschung die These, Lenin sei richtiger aus seiner "deutschen" Geistesherkunft denn aus russischen Traditionslinien zu verstehen. Es ist deutlich, wie "standortgebunden" eine solche These ist: Was hätten auch die Mitteldeutschen von einem russischen Messias zu erwarten!? Demgegenüber könnte die Gegenthese des Kölner Dozenten nicht weniger standortgebunden scheinen, daß Lenins genialische Brutalität nur verstehbar sei, wenn man ihre "Gründe" in der (wir fügen hinzu: gnostisch strukturierten) "Parteilichkeit" des russischen Denkens aufsuche. Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied: Ehrenberg empfahl, Lenins Werke willkürlich herausgreifend, sozusagen nach der "Methode" des orakelnden Bibelstechers, auszuwerten und zu zitieren, unter Vernachlässigung also der simpelsten methodischen Regeln der Geschichtswissenschaft, nach denen u. a. Abfassungszeit, mögliche Einflüsse, gerade dominierende Willensregungen, vor allem die Herkunft eines Autors zunächst ergründet werden müssen, damit hernach ihre rechte Interpretation möglich werde. Den Leipziger Professor hat offenbar sein Dogmatismus der methodisch sauberen Sachforschung und Wahrheitsergründung, damit aber auch der Freiheit entfremdet. Da ist das Verstehen und Übersetzen allerdings schwer! -

Endlich scheint angezeigt zu erwägen, ob nicht zum nächsten Historikertag der Kreis der Referenten zugleich weiter gespannt und stärker konzentriert werden sollte. Dieses Verlangen klingt vielleicht zuerst widersprüchig. Uns scheint jedoch eine solche repräsentative Tagung immer mehr vor die Aufgabe gestellt zu sein, auf ihre Weise den Gefahren einer doppelten innerwissenschaftlichen "Entfremdung" zu begegnen: Vor den Geschichtslehrern vor allem, deren beruflicher Dienst an den Schulen doch auf immer neue Nahrungszufuhr angewiesen ist, muß die volle Breite eines Problemkreises demonstriert und erschlossen werden. Um im gegebenen Beispiel zu bleiben: Sowohl das Thema "Freiheit", wie methodische Fragen, wie die des Verstehens und des Übersetzens sind Gegenstände auch der genannten benachbarten Geisteswissenschaften. Niemand geringerer als Hermann Heimpel war es, der vor der Verachtung der "Philosopheme" warnte. Man spare also an Einzel-referaten (Sonderstudien zum Generalthema können den Teilnehmern auch als Skripten voraus zugestellt werden), intensiviere aber die Dichte sowohl der zusammenfassenden Forschungsberichte wie der zeitlich nicht zu eng zu bemessenden Diskussionen. Begreift sich die Geschichtswissenschaft als ein natürliches Koordinierungszentrum aller anthropologisch relevanten Diszi-plinen, so kann ihr Kongreß die "Entfremdungen" der mannnigfachen Esoteriken überwinden und eine neue Form freier wissenschaftlicher Universalität entwickeln helfen.

Der Kulturkreis im Bundesverband der deutschen Industrie hielt seine diesjährige Tagung in Baden-Baden ab. Aus den 35 Männern, die im August 1951 in Schloß Brühl den Kulturkreis gründeten, um das private Mäzenatentum als notwendige Ergänzung der öffentlichen Kulturpflege zu wecken, entwickelte sich die Mitgliederzahl auf 400, die in den vergangenen fünf Jahren 1069 689 DM kulturellen Zwecken zuführen konnte. Diese Summe ist zur Erfüllung verschiedener Aufgaben verwendet worden. Zunächst für die sogenannten Grundsatzstiftungen: Initiativbeiträge für den

Neubau des Folkwangmuseums in Essen, Erwerb wertvoller Kunstwerke für die moderne Sammlung dieses Museums, Vollendung des Orgelbaus für Ottobeuren nach den Plänen der Gebrüder Riepp aus der Barockzeit. Weiterhin wurden Werke lebender Künstler für den Aufbau einer eigenen Kunstsammlung des Kulturkreises erworben und den Museen des Bundesgebietes als Leihgaben zur Verfügung gestellt. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt der Kulturkreis die jungen Maler und Bildhauer, Architekten, Schriftsteller und Musiker. Aus dem Wissen um die Macht des Wagnisses, die dem Industriellen bei allen Entscheidungen gegenwärtig ist, fühlt sich der Industrielle dem Wagnis des schöpferisch gestaltenden Menschen aufgeschlossen - sofern er überhaupt ein kulturelles Verantwortungsgefühl besitzt und ein Sensorium für die Kraft der Kunst. So sind dem Kulturkreis die Förderung des künstlerischen Nachwuchses und das Bekenntnis zu ihm ein ehrliches Anliegen. Seit 1951 erhielten 64 Maler und Bildhauer, 12 Komponisten, 24 Instrumentalisten und 30 Architekten Stipendien, dessen jeweilige Höhe des Geldbetrages nicht das Entscheidende ist, sondern dessen Bedeutung in der bleibenden Beziehung des Kulturkreises zu dem jungen Künstler, die mannigfache Möglichkeiten der weiteren Förderung in sich schließt. Als ein bemerkenswertes Zeichen der Verbundenheit der Mitglieder des Kulturkreises mit den jungen Architekten darf vermerkt werden, daß unter den Preisträgern für Architektur ein Wettbewerb für zehn industrielle Bauvorhaben durchgeführt wird, es ist nicht nur ein Ideenwettbewerb, sondern die Entwürfe der Preisträger werden auch zur tatsächlichen Bauausführung kommen. - Es ist wichtig, sich dieses zu vergegenwärtigen, bevor man seine Wünsche vorträgt. Wie der Name bereits sagt, will der Kulturkreis der Kultur dienen. Aber diese hört ja nicht bei dem geschriebenen Wort, der Musik, der Malerei, Plastik und Architektur auf. Vielmehr gehören auch die Dinge hinzu, die unseren Alltag prägen: das Glas und die Keramik, das Besteck und der Schmuck, vor allem auch die Möbel und Textilien. Wenn wir uns darüber klar sind, daß in unserem industrialisierten Zeitalter das Einzelstück immer mehr verschwindet, und daß bildende Kraft für den Menschen gewinnt, was in der Serie hergestellt und überall zu kaufen ist, dann würden wir es begrüßen, wenn auch die jungen Gestalter dieser Dinge die Aufmerksamkeit des Kulturkreises auf sich ziehen würden.

Buchmarkt - kritisch gesehen Im Herbst findet jedes Jahr in Frankfurt die Buchmesse statt. Sechs Tage Messe - und wochenlang verspritzen die Feuilletonisten ihre Tinte: "Die Bücherflut", "Zweifelhafte Erfolge"; und auf der anderen Seite: "Der Treffpunkt der Bücher" -

Überschriften, die bereits die ganze Sphäre der Messe umreißen.

Gleich die vom Buchhandel kürzlich publizierte Umsatzstatistik weist eine eindeutige Tendenz auf: die Entwicklung auf die "Buchfabrik großen Stils". 1935 Verlage waren 1955 an der Buchproduktion beteiligt. 79 v. H. veröffentlichten bis zu 10 Titel, ein Viertel der Gesamtproduktion . . . Und 4 v. H. der Verlage veröffentlichten 51 und mehr Titel — sie vereinigen 36 v. H. der gesamten Buchproduktion auf sich! Eine Entwicklung, die jedes Jahr deutlicher — und beängstigender wird: die Buchfließbandproduktion wird weiter gesteigert. Wissen Sie wohin das letztlich hinausführt? Fragen wir uns doch einmal nach der Entwicklung eines neuen literarischen Stils, und wir sehen sofort, daß mit

der Kurzlebigkeit der Titel - durch reißerische Werbung künstlich forciert -

jede literarische Entwicklung fast unmöglich wird.

"Haben Sie schon das Buch von heute gelesen?" "Was, das kennen Sie noch nicht? "Da müssen Sie sich aber beeilen... Zur nächsten Buchmesse wird es wieder 16 — 18 000 Titel geben." "Das interessiert Sie nicht? Komischer Zeitgenosse, liest womöglich noch die Bücher von gestern!" Das Buch ist ein Konjunkturartikel geworden. Daß dies seinem ganzen Charakter zuwiderläuft, interessiert die Reklamemaschinen der Mammutverlage im Moment noch nicht. Noch läuft der Laden. "Wie groß waren dieses Jahr ihre Umsatzzahlen, Herr Verleger?" "Tüchtig, sehr tüchtig, sogar mit dem Geist läßt sich ein gutes Geschäft machen." Vielleicht ist es einige Gedanken wert, wieso man erst in der Mitte unseres Jahrhunderts daraf kam: auf das Geschäft um jeden Preis... Ist es nur die große Existenzkrise unserer Jahrhundertmitte? Zeigen sich vielleicht schon neue Wege?

Noch leiden die Bücher unter vielerlei anderen Erscheinungen: und es ist schon lange gar nicht mehr abwegig — ja Gewohnheit geworden — von einer Leserkrise zu sprechen. Man muß nicht einmal wie Martin Heidegger — obwohl er hier Recht hat — Leser und Lesende unterscheiden wollen, bleiben doch so noch genug Anzeichen einer immer weiter um sich greifenden Oberflächlichkeit — die sich auch wieder in den Produktionen der Verlage spiegelt. Aber warum sollte nun das Buchgeschäft nicht an der Konjunktur teilhaben? Ja, warum eigentlich auch nicht? Kann sich der Verleger etwa darum kümmern, ob sein Buch noch den ganzen Menschen erfaßt? Will er konkurrenzfähig bleiben, muß er mit Novitäten den Markt anreichern. Die Folgen dürfen wir dann in den Werken unserer jungen Autoren nachlesen — aber machen wir ihnen nicht den Vorwurf, nicht den Terminen der Verleger . . . Vielleicht fangen wir bei uns selbst an.

**一种的一种企业的** Am 15. Oktober 1934 ist Samuel Fischer gestorben. Samuel Fischers Verlag Oskar Loerke, der große Lyriker und Essayist, sprach an seinem Grabe: "S. Fischer ist in die Leidlosigkeit heimgekehrt, und uns ist damit ein Leid getan." Der 15. Oktober auch ist das Gründungsdatum seines Verlages gewesen: im Jahre 1886 eröffnete Fischer sein Haus in Berlin. Die Anfänge waren sowohl materiell als auch geistig sehr schlicht, sie sind verbunden mit den drei Berliner Schriftstellern Karl Bleibtreu, Max Kretzer und Julius Stettenheim. Das Jahr 1886 deutet aber auch schon Fischers europäischen Weitblick an, und zwar mit den Erstausgaben von Tolstojs "Auferstehung", Zolas "Nana" wie Dostojewskijs "Idiot". Die Rührigkeit des Verlegers und sein Sinn, immer im rechten Augenblick die rechten Männer zu finden, bewies sich nicht nur an den Hoffory, Schlenther und Elias, den Betreuern von Ibsens Werk, sondern vor allem an Otto Brahm, den Fischer um eine Einleitung zu Ibsens "Kaiser und Galiläer" bat. Nach Otto Brahms Erinnerung mutete Fischers Auftreten schon damals recht selbstbewußt an.

Fischer schloß mit Gyldendal, dem Verleger Ibsens in Kopenhagen, einen Vertrag, wonach er das Erstrecht auf die Dramen Ibsens für Deutschland erhielt.

Unter der Führung Ibsens trat das große, glänzende Heer der weiteren nordischen Erzähler bei Samuel Fischer an: Peter Nansen mit seiner träu-

merisch zarten Erotik, Knut Hamsun mit seinem ersten Roman "Hunger", den später Albert Langen übernahm, Gustav af Geijerstam, Arne Garborg, Björnstjerne Björnson folgten sehr bald. Der zarte. düstere Pessimismus von Hermann Bang nahm hier immer eine eigentümliche Sonderstellung ein. In diesem Dichter hatte das fin de siècle des Nordens leise und schwermütige

Triumphe gefeiert.

Das Theater "Freie Bühne", mit dem unter der Leitung Otto Brahms die gleichnamige Zeitschrift und spätere "Neue Rundschau" entstand, huldigte dem literarischen Norden durch die Uraufführung von Ibsens "Gespenstern"; dann, am 20. Oktober 1889, zeigte das Theater, dessen Schatzmeister Fischer war, das Schauspiel "Vor Sonnenaufgang". Stürme der Entrüstung über Fischers dramatischen Hauptautor mischten sich mit der begeisterten Gloriole der Wenigen, unter denen auch der alte Fontane war. Thomas Mann, der in der "Gesellschaft" seine erste Erzählung veröffentlicht und sich beim "Simplizissimus" als Lektor betätigt hatte, reichte, während er mit seinem Bruder Heinrich in Rom lebte, der "Neuen Rundschau" das Manuskript des "Kleinen Herrn Friedemann" ein. Oskar Bie, der langjährige, feinsinnige Herausgeber, erfreute den jungen Autor mit ein paar ermutigenden Zeilen. Er bat ihn, ihm alles zu schicken, was nur entstehen würde. Einige Jahre später bot Thomas Mann dem Verleger "Die Buddenbrooks" an. Fischer legte Thomas Mann gewaltige Kürzungen nahe, sowohl aus künstlerischen als auch aus kaufmännischen Überlegungen: Fischer befürchtete Ungeduld gegenüber den flächenhaft ausgebreiteten Details. Thomas Mann lehnte die Kürzungen mit einiger Schroffheit ab: "Sie bringen das Buch so, wie es ist - oder überhaupt nicht" - worauf Fischer sich entschloß, das Buch so zu veröffentlichen, wie es war. Allmählich wurde Thomas Mann S. Fischers erzählerischer Hauptautor, wie Gerhart Hauptmann sein dramatischer, wie Hugo von Hofmannsthal sein lyrischer war. Die große Glanzzeit des Verlages reicht von den "Webern" bis zur "Insel der großen Mutter", vom Kleinen Herrn Friedemann" über "Königliche Hoheit" und den "Tod in Venedig" bis zum "Zauberberg", vom "Tod des Tizian" bis zum "Turm".

"Zauberberg", "Insel" und "Turm", also die repräsentativen Reifedichtungen von Mann, Hauptmann und Hofmannsthal, berühren sich zeitlich etwa mit dem Tod Moritz Heimanns, mit dem stillen Rücktritt des im Zeichen des Impressionismus einst angetretenen Oskar Bie. Während Bie mit seinen kunstkritischen Essays auf dem Gebiet der Musik, des Tanzes, der bildenden Kunst vor allem die Glücksmöglichkeiten der Kunst suchte, fand der kluge, gütige Moritz Heimann in ihr das große sittliche Korrektiv einer gottlosen

Zeit. Er war Fischers größter Lektor.

Gertrud von le Fort Wie Fontane einer Hugenottenfamilie entstammend, die in Preußen sich niederließ, Offizierstochter, wurde Gertrud Freiin von le Fort am 11. Oktober 1876 in Minden/Westfalen geboren. 1902 brachte die Deutsche Frauenzeitung ihre erste Novelle: "Um eines Königs Herz". Der Anfang war bescheiden, gemessen am erzählerischen Gesamtwerk, das Insel und Ehrenwirth der Jubilarin auf den Geburtstagstisch legen, gemessen auch an Vergleichbarem. Die Lieder und Legenden von 1912 wiesen erst die Dichterin aus. In Heidelberg, wo sie Geschichte und

Philosophie studierte, gesellte sie sich dem Kreis um Ernst Troeltsch zu. Die Suche nach dem Wertzusammenhang in der Geschichte, die einander gegenübergestellten Fragen nach dem wissenschaftlich Erweisbaren und der sittlichen Entscheidung bewegten die Geister. Die Freiin von le Fort fand ihre Antwort im Übertritt zur katholischen Kirche. 1925 konvertierte sie in Rom, im gleichen Jahr, in dem sie Troeltschs Glaubenslehre herausgegeben hat. Von da an war ihr Weg stetig:

Herr, es liegt ein Traum von Dir in meiner Seele, aber ich kann nicht zu Dir kommen, denn alle meine Tore sind verriegelt!

So beginnt eines ihrer schönsten Gedichte. Die lange Reihe der Erzählungen und Romane gewinnt von daher ihre Anmut, ihre Überzeugungskraft und Gültigkeit für unsere und die kommende Zeit. Wo sie nationalen Themen sich zuwendet, verbleibt die Dichterin in den Begrenzungen ihrer Erziehung, den schönen Gefühlen an ein Vaterland hingegeben, das nicht mehr existiert. Die noble Absicht veredelt die Erinnerung. Vor zehn Jahren, 1946, erschien dann "Der Kranz der Engel", ein leidenschaftlicher Roman, der ihr umstrittenstes Buch werden sollte, ein Werk, dessen Einfluß noch nicht abzumessen ist. Innig aber danken wir der Dichterin für Verse wie die, mit denen das Gedicht endet, dessen Anfang wir oben zitierten:

Meine Liebe ist wie Treppen in der Seele: immer, immer bin ich nur in mir!

Aber ich habe kein Ruhen in allen meinen Kammern: ihre stillste ist noch wie ein einziger Schrei!

Ihre letzte ist noch wie ein Vorsaal, ihre heiligste noch wie ein Harren, ihre dunkelste noch wie ein Lied vom Tag!

# Mitläufer

Die nachfolgende Rede haben wir aus dem Schwedischen übersetzen lassen, weil der angesprochene Typ überall in Europa, auch hierzulande zu finden ist.

D. R.

Bei meinem Versuch, zu zeigen, was die schwedischen Intellektuellen verlockt, mit Diktaturen zu sympathisieren, werde ich mich in doppelter Hinsicht beschränken. Einmal werde ich den nazistischen Einfluß nicht berücksichtigen, der heute wahrscheinlich kaum eine größere Anziehungskraft hat und der wohl auch kaum eine nennenswerte Gefahr bedeutet - womit nicht gesagt sein soll, daß er nicht wiederkommen und dann sogar zu einer recht unangenehmen Gefahr werden könnte, dann nämlich, wenn Nazis und Kommunisten wieder zusammengingen, also so etwas wie eine Neuauflage des ehemaligen Bündnisses Stalin-Hitler wiederkäme. Zum andern werde ich mich insofern beschränken, als ich nicht von dem Verhältnis spreche, das die Intellektuellen im Jahr 1917 und in der unmittelbar darauffolgenden Zeit zum Osten hatten. Das kämpfende, revolutionäre Rußland mit seinem noch nicht verratenen Ideengehalt zog damals viele an. In meinem eigenen Fall und dem vieler anderer war es unter gegebenen Umständen ganz natürlich, mitzugehen, es war die Konsequenz unserer Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie, nachdem diese ihr Versprechen, sich mit allen Mitteln dem Krieg zu widersetzen (zuletzt beim Basler Kongreß 1912), nicht hatte halten können. Man hoffte bei Lenin, der damals formell noch Sozialdemokrat war, eine zuverlässige Führung im Kampf gegen den Krieg zu finden - etwas, was für uns junge Sozialisten von damals das wichtigste von allem war.

Es ist bezeichnend, daß so gut wie alle von uns, die wir damals begeisterte Sowjetfreunde waren, heute die erbittertsten Feinde dessen sind, was wir bald schon als einen Betrug erlebten, nämlich Stalins Gegenrevolution, während die Intellektuellen, die heute Mitläufer sind und damals zwar jung, aber doch alt genug waren, um dabeisein zu können — ja, wo waren sie damals? Sie, eine Reihe prominenter Namen aus der Sozialgruppe I, stießen erst dazu, nachdem die Garde Lenins bereits hingerichtet und Rußland eine starke gegen-

revolutionäre Macht war.

Meine Übersicht gilt all jenen Intellektuellen, den älteren und den jüngeren, die heute den Sowjets und Maos China Gefolgschaft leisten.

Was ist es, das, nach schwedischen Erfahrungen, die Intellektuellen auf die Seite des Ostens gelockt hat? Ich gehe nicht auf Querulantentum, Strebertum und ähnliches ein. Erscheinungen, die auch bei Intellektuellen nicht selten sind. Und natürlich bestreite ich die ideellen Motive mancher Mitläufer nicht. Auch ein Blinder kann Idealist sein.

Es gibt viele und verschiedenartige bestimmende Kräfte. Meine Liste wird nicht vollständig sein. Da findet sich zunächst eine gewisse Müdigkeit der eigenen Kultur gegenüber, eine Müdigkeit, die bei Intellektuellen nicht ungewöhnlich und bisweilen begreiflich ist, vor allem bei solchen aus der Sozialgruppe I. Und dann gibt es die Lockung des Fremden — also Romantik. In unserem technischen Zeitalter der Spezialisierung sind ja die Menschen, was Gefühl und Fantasie betrifft, völlig ausgehungert. Und wie bei jeder Romantik ist auch hier ein religiöses Gefühl beteiligt, der Glaube an ein zukünftiges Reich des Glückes, an ein Zukunftsparadies, angesichts dessen man jedoch übersieht, daß ihm als Prolog ein Jüngstes Gericht des Terrors vorausgeht. Daß die Menschen unserer Zeit müde werden, ist nicht weiter verwunderlich. Man muß hart und nervös arbeiten, und außerdem ereignet sich so viel und noch dazu so viel Aufregendes, daß man stumpf wird und bald nicht mehr zu reagieren vermag. Umsomehr braucht man den Glauben an ein besseres Zukunftsreich. Hier also hat man es mit Glauben, mit Religionsersatz zu tun.

Im Zusammenhang damit zeigt sich jedoch auch ein gewisser romantischer Primitivismus. Artur Lundkvist nennt seine Religion Vitalismus; er entsagt allem außer dem Leben selbst. Die Hauptsache sei, einfach zu überleben, kulturlos, wie eine Pflanze, ein Tier. Das ist eine höchst anspruchslose Daseinsform, nun— die Ansprüche sind verschieden.

Die Kehrseite dieser Romantik ist die historische und soziale Unwissenheit der Betreffenden, die in ihrem eigenen begrenzten Fach durchaus tüchtig sein können. Die Kommunisten haben für diese Leute eine allgemeine Schablone zur Geschichtsdeutung bereit, der Menschen mit ungefestigter Lebensanschauung allzu leicht zum Opfer fallen. In unseren Schulen erhielten wir schlechten Geschichtsunterricht, und auch heute noch sind diese Schulen, vom menschlichen Standpunkt aus gesehen, nicht zufriedenstellend; so bietet etwa ihre Morallehre höchstens Pazifismus. Es will schon etwas besagen, daß wirkliche Historiker vom Fach sich offenbar nicht so leicht auf Flirts mit Diktaturen einlassen. Im übrigen sind die Intellektuellen bei aller historischen Unterernährung oft ehrlich Suchende. Mit ihrem geteilten Herzen jedoch werden sie leicht zu Wegbereitern für das sogenannte marxistische — allerdings verfälschte — Geschichtsschema.

Ich nannte auch die soziale Unwissenheit. Man muß vielleicht das im Zusammenhang mit dem Osten neu erwachte soziale Pathos der älteren Mitläufer als eine im Hinblick auf das Gemeinschaftsgefühl verspätete Pubertät sehen. Für uns, die wir direkt aus der sozialistischen Arbeiterbewegung kommen, war es ganz anders. Wir hatten in unserer modernen Gesellschaft schon früher Ungerechtigkeiten entdeckt. Die heutigen älteren Mitläufer scheinen jedoch in ihrer geborgenen Jugend kein soziales Unrecht bemerkt zu haben. Und die jüngeren Mitläufer leben ja in einer sozial einigermaßen geordneten Gesellschaft, so daß sie hierzulande kaum an soziale Not zu denken brauchen - es sei denn innerhalb ihrer eigenen Zunft: bei Schriftstellern oder Künstlern. Im Osten dagegen tut man einiges für Schriftsteller und Künstler, wie ia alle Diktaturen diese Gruppen umwerben. Bedingung ist allerdings, daß sie dem Diktaturstaat gehorsam und für ihn genießbar sind. Die jungen schwedischen Schriftsteller und Künstler, die für die Sowjets ihre Huldigungen schreiben, würden sich indessen mit ihrem gegenwärtigen Stil jenseits der Grenze kaum halten können. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß es beim ersten, revolutionären Aufbau in Rußland bedeutende Dichter gab, in der Gegenrevolution jedoch sich keiner von ihnen halten konnte. Die heutige Dichtung der Sowjets ist kläglich, das geben ihre Dichter selber zu. Und im übrigen lebt man von Rußlands alten guten Klassikern.

Ein geschichtlicher Rückblick vermag zu zeigen, wie unsere Mitläufer von heute von dem plumpen Determinismus angesteckt werden, der ihnen durch die Propaganda des Ostens eingeträufelt wird, wobei der Propagandawert der "sozialistischen Großbauten" sich als außerordentlich hoch erweist. Daß diese gigantischen Bauten, denkt man dabei an die menschliche Arbeitskraft, den ebenfalls unbestreitbar imponierenden Pyramiden der Pharaonen gleichen, das übersieht man oder will es nicht wahrhaben. Die sogenannte "sowjetische Wirklichkeit" schenkt dem Sympathisierenden die imaginäre Gewißheit, daß einzig und allein der sowjetische Sozialismus den "Fortschritt" in sich trage und deshalb siegen müsse. Das sei ein Naturgesetz. Bei historisch ungeschulten Menschen, bei überhaupt nicht historisch Denkenden, hat diese Propaganda leichtes Spiel. Sie bringt eine gewisse Klarheit, eine gewisse Ordnung, ein Schema, in das sich die vielfach verwirrenden Geschehnisse unserer Zeit bequem einordnen lassen. Es ist ja so schön, nicht selbst grübeln zu müssen! Wir dürfen in diesem Zusammenhang nicht vergessen, wie relativ einsam und unsicher der Mensch in unserer durch Weltkriege und wirtschaftliche Schwankungen zerrütteten Zeit sich fühlen kann, in der zudem die alten Familienbande sich gelöst haben. Hinzu kommt die weit verbreitete Bewunderung für Menschen der Tat. Sie finden leicht Gefolgschaft. Man glaubt nur zu gern, kraftvolle Führer - sogenannte starke Männer - könnten zuwege bringen, was gewöhnliche und rücksichtsvollere Menschen nicht vermögen. Besonders ältere Damen haben eine gewisse Schwäche für sogenannte "hemen". Allerdings durchaus nicht nur Damen! Und hier zeigt sich eine Verwandtschaft zwischen den kommunistischen und nazistischen Mitläufern. Bei beiden gibt es die große Bewunderung für eindrucksvolle Bauten - für große Kraftwerke, Staudämme, Kanäle, Stalin-Alleen, Untergrundbahnhöfe und ähnliches - besonders wenn diese in sonst armen Ländern erstellt werden.

Wir finden außerdem bei uns eine in ihrer Art berechtigte Bewunderung für russische Kultur, allerdings merkwürdig genug für die zaristische: für russische Dichtung, russisches Theater, russische Kunst. Die Sowjets selbst huldigen dem Plüsch-Stil des 19. Jahrhunderts, dem Ausdruck jener Lebensformen, die als veraltet zerstört wurden. Heute ist dieser Stil das Ideal der neuen sowjetrussischen Bürgerlichkeit.

Viele von uns in der westlichen Welt haben in ihrer Jugend unauslöschliche Eindrücke von der Dichtung, dem Theater und der Kunst der Russen empfangen. Rußland ist die Liebe so manches Intellektuellen einzig und allein deshalb, weil es so ganz anders ist als unsere Welt. Es ist übrigens nicht nur die alte russische Kultur, die uns, weil sie so ganz anders als die unsrige ist, für sich einnimmt, es ist auch das große, gute, reich begabte und unglückliche, seit Jahrhunderten unterdrückte russische Volk, für das wir alle warme Gefühle hegen. Viele, auch wenn sie nicht bestreiten können, daß dieses Volk auch weiterhin unterdrückt ist, wollen von dieser Tatsache absehen und noch

von vielen anderen Ungeheuerlichkeiten dazu, um dieses gute russische Volk in die Arme schließen zu können, diesen armen Bruder, dem man so wohlwill. Und man läßt sich betören von dem, was man "das russische Rätsel" nennt—ein völlig unangemessener Ausdruck übrigens. Denn wir wissen mittlerweile recht gut, wie es drüben aussieht — falls wir uns nicht unbedingt Scheuklappen anlegen wollen. Rätsel haben es immer in sich.

Wenn man dann sieht — oder zu sehen glaubt — daß es trotz allem bei dem Volk hinter dem eisernen Vorhang nie auch nur ein wenig lichter wird, dann stellen sich einem auch die tatsächlichen Fehler und Mängel der westlichen Welt vergrößert dar. Und dann wird man beim Vergleichen ungerecht. Aus einem an sich positiven Willen heraus, so gerecht wie nur möglich zu sein, wird man der eigenen Seite gegenüber unduldsam, entschuldigt bei den andern, was man zuhause niemals entschuldigt. Man sehe nur, wie alles weich zu werden beginnt, wenn der Iwan in seiner "freundlichen Woche" nur ein wenig lächelt, wie man über dem "Geist von Genf" alle immer noch vorhandenen Ungerechtigkeiten und Unfreiheiten vergißt und die Arme ausbreitet und Brücken zu "menschlicher Verständigung" baut — mit der Unmenschlichkeit. Man will vom Friedenswillen der anderen Seite nur Gutes glauben. Sind wir doch freundliche Menschen, denen es leicht fällt, weich zu werden, wenn nur die Brutalität aufhört. Man will so gern vergessen. Man wird gleichsam selbst besser dabei.

Hier kommt nun auch der natürliche Friedenswille gutmütiger Menschen mit ins Spiel, die für einen Bruchteil Hoffnung alle Kritik über Bord werfen und in schönen Träumen schwelgen können — und sei es auch nur in dem Traum vom "Frieden für unsere Zeit". Schwedische Reichstagsabgeordnete aller sogenannten demokratischen Parteien reisen heute in die Sowjetunion und lassen sich von der sowjetrussischen Propaganda mißbrauchen. Man vergißt so leicht seine eigene Würde und die unheimlichen Tatsachen dazu — an die richtig zu glauben man im übrigen auch zu anständig und zu phantasielos ist. Wie war das doch seinerzeit mit der Meinung der meisten Schweden über Hitlers Gasöfen und Foltermethoden?

Dem Friedenswillen um jeden Preis wird durch die Angst und die Atombombenpanik Vorschub geleistet, die von der östlichen Seite raffiniert ausgenützt werden. Sind es doch eigentlich die Atombomben des Westens, die Gefahr bedeuten! Und man vergißt, daß auch der Osten atomar aufrüstet. Doch die Mitläufer glauben, daß drüben mehr ehrlicher Friedenswille ist, drüben bei dem friedliebenden sowjetrussischen und chinesischen Volk.

Hierbei spielt in manchen Kreisen eine starke Aversion gegen Amerika mit hinein, die sich in der Regel nicht auf Sachkenntnis, sondern auf agitatorisch übertriebene Darstellungen amerikanischer Schriftsteller stützt. Man ist mit Recht über individuelle Gewalttätigkeiten in den USA gegen Neger empört, aber diese Empörung ist bei weitem größer als die über die staatlichen Gewalttätigkeiten des Ostens. Und man will nicht hören, daß die Befreiung der Neger beachtliche Fortschritte macht. Man will nicht verstehen, daß der Privatkapitalismus-Dollarkapitalismus auf jeden Fall mehr Freiheit gibt als der Staatskapitalismus des Ostens. Man kennt die Geschichte der USA nicht. Man hat vergessen, daß Amerika viermal Europa gerettet hat: dadurch, daß es dessen Bevölkerungsüberschuß aufgenommen hat, dann zweimal durch das

Eingreifen in den Krieg gegen Deutschland und schließlich durch die Marshallhilfe. Man ist sehr beflissen, den Sowjets gerecht zu werden, nicht aber den

Des weiteren gibt es bei uns eine Erscheinung, die Trotz heißt und die in der Regel typisch für ein gewisses Alter bei kleinen Kindern ist. Haben wir nicht bei vielen unserer Intellektuellen ein solches verspätetes Trotzalter? Wie großartig ist es doch, zu opponieren um der Opposition willen! Vor allem in einer westlich gesinnten Gesellschaft. Gilt man dadurch nicht als besonders sachlich? Und noch dazu als radikal! Ja, Trotz ist nicht zu verachten. Trotz ist eine wertvolle Sache - am richtigen Platz.

Schließlich die Angst vor Deutschland, motiviert durch drei deutsche Angriffskriege, vor allem aber durch den Hitlers. Man macht dabei keinen Unterschied zwischen Deutschen und Nazis und haßt das ganze deutsche Volk fast ebenso sehr, wie man unbesehen das russische liebt. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß die jetzt maßgebende Generation ihre entscheidenden Eindrücke in der unseligen Zeit eines Mussolini, Hitler und Franco empfing. Unter diesen Eindrücken vergaß man leicht, was gleichzeitig drüben im Osten geschah, ja, daß Stalin mit Hitler sehr gut zusammenarbeitete, bis dieser schließlich seinen Kompagnon überfiel.

Zum Schluß sei noch ein wichtiger Punkt gestreift: die Angst vor selbständiger Stellungnahme, die sich bis zur Angst vor der Freiheit steigern kann. wie es Denis de Rougemont in seiner Schrift "Freiheiten, die wir verlieren können" meisterlich geschildert hat. Man will eigenen Entscheidungen und jeglicher Verantwortung enthoben bleiben. Man versteht ja doch die Zeit nicht. Und es ist so beruhigend, wenn "der Führer für uns denkt". Im Wirrwarr der Gegenwart hungern viele nach einer Autorität. Freiheit bringt Unsicherheit mit sich. Freiheit stellt Anforderungen.

Und dann ist da der ganz natürliche Widerwille der Nachkriegsjugend vor jeglichem Pathos, gleichzeitig aber auch das Werben der Diktaturen um diese Jugend. Man gibt ihr Gelegenheit, irgendetwas zu tun, mit dabei zu sein, wo etwas geschieht - was immer Vergnügungen schafft! - und sei es auch nur, daß man seinen Friedenswillen auf Kongressen mit Nobelpreisträgern bekunden darf. Womit im übrigen eine allgemein menschliche Eitel-

keit angesprochen ist.

Die vorgelegte, durchaus nicht vollständige Liste dürfte erklären, was so viele anständige Intellektuelle verführt. Unser Neutralismus hat in diesem Zusammenhang seine ganz bestimmte Verantwortung.

(Deutsche Übersetzung aus dem Schwedischen von Dr. Fritz Nothardt).

# Die Befreiung der Befreiten

Hintergründe der Auseinandersetzungen im Mittleren Osten

Die nachstehenden Ausführungen sollen nicht auf Details der Suezkanalfrage eingehen, deren Aussehen zu raschen Veränderungen unterworfen ist, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß das Suezproblem symptomatische Bedeutung in einer Ereigniskette hat, den Hintergrund zum Verständnis liefern. Dies ist umso mehr nötg, als ein zweifacher Dogmatismus die Erkenntnis der Sachlage erschwert.

In einem Punkte ist Einigkeit in der Welt des Mittleren Ostens, ja überhaupt in der ganzen arabischen Welt (zu der sich die Agypter rechnen, obwohl sie nur arabisch sprechen, aber faktisch, ebenso wie die Berber von Südmarokko, die Kabylen des Rif, die Tuaregs der Sahara, die Abessinier, Somalis und Massais, Hamiten sind): man will alle Positionen des Westens beseitigen, ganz gleich, ob sie militärischer, politischer oder wirtschaftlicher Natur sind. Dabei ist die Auslegung des Begriffs "Imperialismus" oder "Kolonialismus" sehr "großzügig". Die Art, wie man an die Dinge herantritt, ist rein emotionell. Das Teilen der Souveränität, das uns in Europa allmählich ein geläufiger Begriff zu werden beginnt, erscheint denen, die die Souveränität gerade erlangten oder zu erlangen im Begriffe stehen, nicht als die nächsthöhere Stufe der Entwicklung, sondern als eine neue Teufelei des Westens, sie um etwas zu bringen, was sie gerade mühselig erlangen. So haben die militärischen Basen, die schließlich ganz Europa geläufig sind, für den Mittleren Osten den Beigeschmack des Imperialismus; ein Sonderfall ist vielleicht in Biserta gegeben, weil dort die Besatzung gerade durch die bisherige Kolonialmacht, Frankreich, gestellt wird, und in anderer Art auch in Casablanca, weil in diesem Falle rein aus Prestigegründen ein neuer Vertrag gefordert wird und dabei wirtschaftliche Vorteile gesucht werden. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet wird zuweilen, je nach Bedarf, selbst ausländische Kapitalinvestierung, in der Außenpolitik jegliche Bindung an die Westmächte, in der Innenpolitik die Vorherrschaft prowestlicher Gruppen als Zeichen des Imperialismus gewertet.

So gesehen, ist die Nationalisierung der Suezkanalgesellschaft, die sich wieder aus der Räumung der Kanalzone ergab, nur eine Etappe auf dem Wege zu weiteren Bestrebungen der ganzen arabischen Welt. Sie richten sich gegen die Basen, wie Dhahran in Saudi Arabien, Akaba in Jordan, gegen den Bagdad-Pakt (England-Türkei-Irak-Persien-Pakistan), gegen das britische Abkommen mit Jordan (und das britisch-amerikanische mit Lybien), gegen die noch als zu westlich erachtete Haltung der neuen Regierung von Marokko und Tunis, gegen die britisch-amerikanischen Ölinteressen (Irak, Kuweit, Quatter, Bahrein-Inseln, Saudi Arabien), incl. Ölleitungen (Syrien, Lybanon)

und die verbliebenen kolonialen und halbkolonialen Stützpunkte (Kolonie Aden, westliches und östliches Protektorat, Hadramaut, Oman, Kuweit, Seeräuberküste, Bahrein-Inseln). Hier ist eine Dynamik am Werke, die man nicht unterschätzen darf. Man kann nicht einmal die Drohung, den Suezkanal zu zerstören, die schon einmal im vorigen Jahrhundert von einem anderen ägyptischen Oberst, Arabi Pascha, ausgesprochen wurde, aber noch vereitelt werden konnte, oder die Olleitungen in die Luft zu sprengen, in den Wind schlagen und mit dem Hinweis abtun, daß die Araber sich damit selbst schädigen würden. Denn der religiös-nationale Fanatismus kennt keine Grenzen und läßt sich im Ernstfall auch nicht durch Profiterwägungen, so bedeutsam sie zuweilen sein mögen, hemmen, wenn erst einmal ein bestimmtes stimmungsmäßiges Stadium erreicht ist. Die fatalistische Kismeteinstellung schafft Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegenüber solchen Dingen. Hinzukommt, daß, von dem Wohlfahrtsstaat Kuweit abgesehen, in einer Reihe von Ländern, wie in Saudi Arabien, die Massen an dem durch die Ol-Royalties geschaffenen Wohlstand keinen Anteil haben oder aber, wie im Irak, wo ein großer Prozentsatz in Entwicklungsprojekte investiert wird, zunächst die Auswirkungen der Damm-, Straßen-, Bahn- und Hafenbauten nicht spüren und daher unter dem Motto "Brücken und Schienen kann man nicht essen" gleichgültig sind. So ziehen vielfach, trotz des verschiedenen Ausganspunkts, religiöse Fanatiker, die einen theokratischen Zustand aufrechterhalten oder wiederherstellen wollen, Nationalrevolutionäre, Faschisten, Nationalisten verschiedener Schattierungen, Sozialisten, die infolge ihres Nationalismus nicht dem europäischen Standard entsprechen, sich aber infolge ihres Neutralismus in diese Front einfügen, und Kommunisten, die aus antiwestlichen Gründen die Zusammenarbeit mit der Reaktion und mit Rechtsradikalismus keineswegs verschmähen, an einem Strang.

Amerika hat diese Dynamik unterschätzt. Freilich sind, trotz der Aramco-Oil in Saudi Arabien, seine Interessen im Mittleren Osten kleiner als die britischen Interessen und kleiner als seine Interessen im Fernen Osten. Es hat außerdem eine andere Einstellung zum Kolonialismus, die sich aus der eigenen Herkunft und Geschichte, aus Roosevelts kategorischer Desavouierung des "Dollarimperialismus" und aus der Erkenntnis, daß hier ein Schwimmen gegen den Strom den Kommunismus fördern kann, ergeben hat (obgleich es in Mittelamerika einmal eine Inkonsequenz gegeben haben mag). Darüber kam es manchmal zu Meinungsverschiedenheiten mit England und vor allem mit Frankreich, dem die Haltung der USA in der nordafrikanischen Frage zuweilen widerspruchsvoll erschien. Das lag aber an der komplexen Natur der Dinge. Amerika nahm aus Rücksicht auf Saudi Arabien, wo man eine Entwicklung à la Persien fürchtete, nicht am Bagdad-Pakt teil, den es zuerst animiert hatte. Es betrachtete eine Zeitlang Oberst Nasser als Vertreter eines konstruktiven Ordnungsprinzips. Es war auch Amerika, das in der Frage der Räumung der Kanalzone England zu jenem Nachgeben gedrängt hatte, das die sich heute durch die Entwicklung bestätigt fühlenden "Suez-Rebellen" der Konservativen Partei dem britischen Premier so verübelten und dessen heute umso größere Festigkeit erklärt, und es ist Amerika, das heute, trotz Zustimmung zu der britischen Internationalisierungsformel, wieder auf Mäßigung drängt, so wie England es einst in fernöstlichen Fragen tat. Das geschieht teils, weil die USA auf diese Weise die UdSSR herauszuhalten suchen. Es hängt aber auch damit zusammen, daß Nasser, ebenso wie einst Mossadeq in Persien, von Amerika selbst heute noch mit etwas anderen Augen angesehen wird als von England. Freilich ist das alte Vertrauen dahin, seitdem Nasser die tschechoslowakischen und russischen Waffen annahm und China anerkannte, und seitdem seine finanziellen Berechnungen sowohl inbezug auf den Assuan-Damm wie auf den Kanal Zweifel an seiner Seriosität hervorrufen. (Die Absage an das Stammprojekt war freilich auch auf den Druck der wegen der Baumwollkonkurrenz besorgten Südstaaten zurückzuführen und ist in der Auswirkung überschätzt worden, da sie mehr ein Vorwand für Nasser war.)

Aber auch England unterschätzt die Dynamik im Mittleren Osten. Es hat immer wieder die Araber für seine Freunde gehalten, obwohl sie es nicht sind. Es hat die Freundschaft der Könige und Ministerpräsidenten mit der Haltung der Völker verwechselt. Aber die Regierungen spiegeln in diesen Ländern, in denen es keine echte Demokratie gibt, nicht die Haltung der Völker wider. Die Tendenz, die Augen zu schließen, kann nur Enttäuschungen hervorbringen. Am krassesten zeigt sich das in Jordan und Irak. Als König Hussain den Kommandeur der Arabischen Legion, Glubb Pascha, entließ, war die Bestürzung groß. Aber als der in England erzogene König, der unter ägyptischem Druck gehandelt hatte, bekundete, daß er den Vertrag mit England aufrechterhalten wolle .daß er sich nicht unter die ägyptische Herrschaft begeben wolle, da war man wieder glücklich, als sei überhaupt nichts geschehen. Und doch ist das Regime unterwühlt. In der Armee gibt es eine ägyptische Zelle. Die Palästinenser und die arabischen Flüchtlinge schauen in ihrer Hoffnung auf Krieg mit Israel und Rückkehr in ihre Heimat auf Kairo, die Nationalsozialisten erhoffen bei den nächsten Wahlen die Mehrheit, und die zentrifugalen Kräfte sind so stark, daß man manchmal für das Land nur die Alternative einer Beherrschung durch Ägypten oder einer Aufteilung unter Agypten, Saudi Arabien, Syrien und Irak (mit der Perspektive einer allgemeinen Konflagration), für den König nur die Alternative einer Unterwerfung unter Kairo oder eines Sturzes zu sehen glaubt. Der frühere probritische Premier Abulhuda nahm sich das Leben. Der Irak hat jüngst, trotz der traditionellen Freundschaft des Premiers Nuri es Said, ebenso wie selbst Kuweit, Lybien, ja auch Persien (und das zur Seato gehörende Siam), seine Solidarität mit Agypten erklärt. Als Begründung wurde angegeben, daß Nuri es Said den pro-ägyptischen Kräften den Wind aus den Segeln nehmen mußte, um nicht gestürzt zu werden. Abgesehen davon, daß eine solche Erklärung nach keiner Seite Vertrauen erzeugen kann, zeigt es die Schwäche seiner Position, die eine Begründung des Bagdadpakts mit den Rücksichten auf die irakischen Freunde (anstatt mit dem Schutz der westlichen Welt) besonders zweifelhaft erscheinen läßt. Inzwischen haben sich im Irak faschistische und kommunistische Kräfte zusammengetan und bereiten, gleichfalls durch Zellenbildung in der Armee, einen Umsturz vor.

Das sind also die dynamischen Kräfte im Mittleren Osten, die sich um die Fahne des Kampfes gegen den Kolonialismus sammeln. Man muß sie zur Kenntnis nehmen. Freilich sind sie untereinander nicht einig. Gegensätze gab es schon in den 20er Jahren, lange bevor das West-Ost-Problem akut wurde. Sie waren zum Teil dynastischer Natur. Seitdem der verstorbene König Ibn Saud die Haschimiden aus dem Hedschas, aus Mekka und Medina vertrieb, ergab sich ein Gegensatz zwischen Irak und Jordan einerseits, wo Feisal II. und Hussein, die beiden Vettern, aus dem gleichen Hause der Haschimiden, regieren, und Saudi Arabien. Dieses wachte ängstlich darüber, daß es weder zu einer Vereinigung von Irak und Jordan kam noch zur Schaffung eines größeren Gebildes, bestehend aus Irak und Syrien (mit oder ohne Libanon). Die vielen Wirren in Syrien, das nach dem Zweiten Weltkrieg drei Diktaturen hatte, ergaben sich aus dem Vorhandensein von Tendenzen einer Vereinigung mit dem Irak (sei es unter irakischer, sei es auch unter syrischer Führung) und von Gegentendenzen. Die Freundschaft zwischen Irak und Iordan wird freilich etwas getrübt durch eine Eifersucht Jordans, das, ähnlich wie Lybien, die Verpachtung der Basen als Haupteinnahmequelle hat, auf den reichen Irak, der nicht nur über so viel Ol verfügt, sondern es auch im Gegensatz zu Saudi Arabien zur Modernisierung des Landes anwendet. Solange in Syrien Oberst Shishekli Diktator war, der von einem Groß-Syrien träumte und ambitiöser war als seine Nachbarn, gab es eine Rivalität zwischen Agypten und Syrien.

Inzwischen ist an deren Stelle eine Rivalität zwischen Ägypten und dem Irak getreten, der sich bis jetzt nicht vom Bagdadpakt abbringen ließ. Es ist die Stellung zu diesem Paktsystem, zum Neutralismus, zum West-Ost-Konflikt, die die Aufspaltung der arabischen Welt vergrößert hat. Dabei gibt es zwischen Irak und Agypten, den beiden Antipoden, eine Reihe von Nuancen. Auf der einen Seite Ägyptens stehen Saudi Arabien, das gleichfalls Beziehungen zu Moskau und sogar zu Peking aufnahm, der Yemen, dessen Kronprinz kürzlich gleichfalls nach Moskau fuhr, und Syrien, das ebenfalls enge Beziehungen zum Ostblock unterhält. Alle Pläne einer Gemeinschaft mit dem Irak, sei es im Sinne der Haschimiden-Dynastie, sei es im Rahmen der syrischen Republik, sind inzwischen torpediert durch den Gedanken einer Föderation zwischen Ägypten und Syrien. Diese Front, die sich neutralistisch nennt, aber den Rahmen des Neutralismus ja inzwischen längst überschritten hat, ist de facto anti-englisch, was auch die ständigen Vorstöße Saudi Arabiens gegen die britischen Basen in Jordan (Akaba), die Vorstöße Saudi Arabiens und des Yemen gegen Aden (und gegen die Protektorate am Persischen Golf), ja die aus den Ol-Royalties finanzierte anti-englische Propaganda Saudi Arabiens beweisen. Das schließt freilich gelegentliche Reibungen zwischen Ägypten und Saudi Arabien nicht aus, denn Saudi Arabien möchte nicht bei einer Erweiterung solcher Föderationspläne seine Unabhängigkeit verlieren. Die Dynastie fühlt sich unbehaglich in einer zu intimen Partnerschaft mit einer Republik. Zwischen dem Irak und dem ägyptischen Block stehen der Libanon, der immerhin noch etwas prowestlich ist, aber ebenso wie Syrien alle Aufforderungen, dem Bagdadpakt beizutreten, ablehnte, und Jordan, das sich dem ägyptischen Druck weitgehend beugte, aber auch, zum Teil aus dynastischen Gründen, noch verzweifelt seine Unabhängigkeit zu wahren sucht. Die Beziehung Jordans zum Irak ist schon durch die verschiedene außenpolitische Konzeption gelockert.

So verschieden sie also Stellung im West-Ost-Gegensatz bezogen haben, so eifersüchtig sie untereinander sind, so mißtrauisch sie sogar bei gleicher Position untereinander sein mögen, so eint sie doch ein Moment, dem gegenüber sich der Westen aus Rücksicht auf die arabische Welt (die sich seit den Tagen der Ermordung des Königs Abdullah so gewandelt hat) viel zu passiv verhielt: das ist die Stellung zu Israel. Das ist der Punkt, der alle anderen Gegensätze immer wieder schließt. Auch der Irak, der sich bis zur Suezkrise so mit Agypten überworfen hatte, macht gar kein Hehl daraus, daß er die im Rahmen des Bagdadpakts erhaltenen Waffen gegen Israel verwenden werde. In Jordan sind nach der Entlassung Glubb Paschas die letzten Hemmungen weggefallen. Die Flüchtlinge, deren Elend man nicht beseitigte, obwohl dazu Gelder zur Verfügung gestellt wurden, weil man diese Wunde offen halten wollte (daher auch die Ablehnung des Dulles-Plans, der eine Anleihe an Israel zur Lösung der Flüchtlingsfrage vorsah, durch die arabischen Mächte, die ebenso den Johnston-Plan zur Ausnutzung der Jordanwasser ablehnten), reden offen von der Rückkehr. Innere Wirren in Jordan, Konflikte zwischen Irak und Saudi Arabien bieten ebenso wie etwaige Nackenschläge für Ägypten die Gefahr einer großen Ablenkung in der Richtung Israel.

Die Waffenhilfe des Ostens an Kairo verschob das Gleichgewicht, aber der Ruf Iraels nach Waffen zum Ausgleich dieser verschobenen Balance verhallte ungehört. Das lieferte der extremen Rechten in Israel Wasser auf die Mühle, die für den Präventivkrieg eintritt, ehe sich die Waffenlieferungen auswirken. Anhänger einer aktivistischen Vergeltungspolitik gibt es heute in fast allen Parteien, selbst bei den Allgemeinen Zionisten, die bei den letzten Wahlen zu große Verluste nach rechts gehabt hatten. Lediglich Frankreich trat, nach einem kurzen Intermezzo, in dem man versuchte, für die Einstellung der ägyptischen Propaganda- und Waffenhilfe in Nordafrika einen Preis zu zahlen, für eine aktive pro-israelische Politik ein. Der Gedanke, die ohnmächtige Kommission im Gaza-Streifen durch UNO-Truppen zu ersetzen, stieß auf ein sowjetisches Veto. Vorsicht gegenüber den arabischen Ländern verleitete sonst immer wieder dazu, das kleine Israel hintenanzustellen. Lediglich der erste Schock nach Nassers Coup löste den Ruf nach einem britisch-israelischen Bündnis aus. Gäbe es schon eine Ölleitung durch Israel, oder einen zweiten Kanal durch Israel, oder wären die Olbohrungen in Israel schon weiter gediehen, so lägen die Dinge für Israel anders. Die UdSSR, die auch zur Stunde Nasser selbst in Momenten des Zögerns den Rücken stärkte, benahm sich in der Frage Araber-Israelis zweideutig. Schepilow sprach zwar davon, daß die sowjetische Wirtschaftshilfe (die einer Industrialisierung den Vorzug geben würde, weil sie für die Ausbreitung des Kommunismus günstiger wäre als eine Besserung des Loses der Fellachen) Frieden mit Israel voraussetze. Aber danach nahm er wiederholt den arabischen Standpunkt gegen Israel ein. Gleichwohl mehren sich die Stimmen in Israel, daß man vom Westen nichts erhoffen könne und trotz dieser Zweideutigkeiten Moskaus einen Übergang zum Neutralismus erwägen solle. Israel, das auch 1955 nicht zur Bandoeng-Konferenz eingeladen worden war und von der arabischen Welt trotz der wahren Lage als imperialistischer Vorposten des Westens betrachtet wird, fühlt sich natürlich grenzenlos isoliert.

Wenn man den Anti-Kolonialismus als die Triebfeder des Mittleren Ostens betrachtet, muß man aber besondere Eigentümlichkeiten miterwähnen, die dem Antikolonialismus nicht wesenseigentümlich sind und die von einem Teil seiner linkssozialistischen Parteigänger, so von einem Teil der britischen Bevaniten (jedoch nicht von Bevan selbst), nicht einkalkuliert werden.

- 1. Oberst Nasser ist ein Diktator, dessen Stimmenresultat von 99 % recht peinlich an frühere Vorbilder erinnert. Keine Partei ist erlaubt. Seine eigene Nationale Befreiungsbewegung hat noch nicht Gestalt angenommen. Eine Opposition ist undenkbar. Selbst sein Vorgänger, General Naguib, ist unter Hausarrest. Die Frauenbewegung der "Töchter des Nils" macht aus ihrer Bewertung des Regimes kein Hehl. Ihre Führerin wurde deshalb nicht angetastet, weil Hunderttausende von Frauen auf sie schwören. Nasser und seine Freunde machten aus ihren Sympathien für Hitler kein Hehl. Sie rühmen sich auch heute noch, die Schüler von Goebbels zu sein. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Streichers Gesinnungsgenosse, v. Leers, der gleich anderen Nazis nach dem Sturz Perons in Argentinien nicht mehr leben konnte, zu den Propagandaberatern Nassers gehört. Daneben gibt es eine Nazikolonie von wirtschaftlichen und militärischen Ratgebern, von Wehrwirtschaftsführern und SS-Führern, ebenso wie auch in Damaskus. In rechtsradikalen Kreisen hat Nasser, der sich auf Peron als Vorbild zu berufen pflegte, eine gute Presse.
- 2. In seinem Buch "Philosophie der Revolution" hat sich Nasser aber faktisch zu einem - eigenen Imperialismus bekannt. Das ist nicht so verwunderlich, wenn man sich erinnert, daß schon auf dem 1. antiimperialistischen Kongreß, 1927 in Brüssel, die Agypter die Gemeinschaft mit den Negern ablehnten. Damals galt es, ein Joch abzuschütteln, um andere selbst unterdrücken zu können. Wohlweislich hat der Sudan in der Volksabstimmung den Anschluß an Ägypten abgelehnt. Man erinnerte sich an alte Sklavenhalterzeiten, man wollte die neugewonnene Demokratie nicht mit einer Diktatur vertauschen, und man fürchtete eine Benachteiligung bei der Verteilung der auch für den Sudan so lebenswichtigen Nilwasser. Nasser schwebt ein dreifaches Ziel vor: Erstens die Einigung der gesamten arabischen Welt von Marokko bis zum Persischen Golf. Das stößt einerseits auf Beifall, ruft aber doch den Widerstand derer hervor, die dabei die eigene Position verlieren könnten (Saudi Arabien, Jordan). Daher auch der Einspruch Persiens gegen die Einmischung Kairos am Persischen Golf (von dem Groll der Türkei ganz zu schweigen, deren Beziehungen zur arabischen Welt freilich im ganzen schlecht sind, insbesondere seit der Abtretung des Sandschaks von Alexandrette zu Syrien). Ägypten macht Propaganda in Lybien, das von Intellektuellen infiltriert wird (die Zersetzung in diesem Lande erfreut Moskau, dessen Botschafter Generalow, bekannt aus der Petrow-Affäre in Australien, sein Quartier nahe der amerikanischen Basis aufschlug). Es feuert den Kampf der Rebellen in Algier an, und es setzt die Regierungen in Tunis und Marokko unter Druck, die sich noch nicht unter das ägyptische Joch gebeugt haben und noch zu westlich sind. Extremisten des Istiklal, die am Sultan von Marokko und der Regierung Si Bekkai Kritik üben, und der tunesischen Neo-Destour-Partei, die von Bourguiba nichts wissen wollen, ziehen von Kairo aus die Drähte und gehören zu jener Emigrantenkolonie, in der wir auch Abdel Krim, den Ex-Mufti von Jerusalem, den Mörder des Königs Abdullah und andere finden.

Zweitens erstrebt Nasser die Einigung Afrikas unter ägyptischer Führung, so wie Peron eine Einigung Lateinamerikas unter argentinischer Führung geplant hatte. Seine Agenten arbeiten in Abessinien, im Sudan und unter den Somalis. Kairos Sendungen gehen nach Kenya, Uganda, Tanganyika und Sansibar. Man ermutigt die Mau Mau, agitiert gegen die neue Basis Mombassa und ruft die Somalis zur Schaffung eines Groß-Somalilandes auf, das über das jetzt selbständig werdende Mandatsgebiet, das Italienische Somaliland, hinausgehen soll. Selbst am Kongo und in der Zentralafrikanischen Föderation findet man Spuren dieser Propaganda. Und die letzten Nachrichten besagen, daß die 17 Millionen Mohammedaner von Nord-Nigeria, die nicht von Ost-Nigeria, dem Süden, dem Küstengebiet beherrscht werden sollen, sich unter der Führung des Sardana von Sokoto auf Kairo zu orientieren beginnen. Drittens erstrebt Nasser die Zusammenfassung der mohammedanischen Welt, bis Pakistan und Indonesien. Wenn er dabei auch an die Mohammedaner der UdSSR in Turkestan und Chinas in Kansu denkt, wird ihm das nicht gut bekommen. Daß er im Eifer auch Burmanen und Siamesen für Mohammedaner hielt, sei nur als Kuriosum vermerkt.

Diktatorischer Hintergrund und imperialistisches Ziel veranlassen ihn, den Massen ein neues "Spektakel" zu bieten. Diktaturen können ja niemals stille stehen, sondern müssen den Massen immer wieder etwas Neues bieten. Die Nichterlangung des Sudan, der gescheiterte Assuan-Plan, das Zögern gegenüber Israel, das auf Realismus, nicht auf friedlichen Erwägungen beruht, die Langsamkeit der Reformen (die paar Musterdörfer sind mehr für die Agitation bestimmt) bedrohen das Prestige. So mußte auf die Räumung der Kanalzone etwas Neues folgen. Diese Demagogie, die sich in hysterischen Ausbrüchen in Kairo von geradezu unvorstellbaren Ausmaßen zeigte, sollte den Bewunderern des "Antiimperialismus", der ja anders aussehen sollte, ebenso zu denken geben wie die immer enger werdende Bindung an den Ostblock und die in Reserve gehaltene Ablenkungsmöglichkeit eines Krieges gegen Israel. Ein Linkssozialist wie Nenni, der seit Stalins Entthronung viel gelernt hat, erkannte dies sehr klar.

Diese Befreiungsbewegung der längst — Befreiten ist ein Sonderfall. Die Formen vollziehen sich anders als einst in Indien, Pakistan, Ceylon und Burma. Das gibt dem Mittleren Osten sein Gepräge. Moskau, das dem Westen seine "Offensive des Lächelns" zeigte, weiß, daß es in dem mit Dynamit geladenen Mittleren Osten zur Zeit raschere Fortschritte machen kann als in Europa; und in diesem Teil Asiens (und Afrikas) kann China ihm den Rang nun doch noch nicht streitig machen.

# Lohnverhältnisse und Lebensniveau in Frankreich

Um den Leser sofort zu beruhigen oder zu enttäuschen: es erwarten ihn keine statistischen Tabellen noch lange Zahlenreihen. Hiermit könnte er nämlich umso weniger anfangen, als alle jüngste ernstliche Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangten, daß die augenblicklich möglichen internationalen Vergleiche über Löhne, Soziallasten, Preise und Lebensstandard über das zulässige Maß hinaus unvollkommen sind und daher ein völlig falsches Bild vermitteln, selbst wenn sie mit gutem Glauben aufgestellt werden, was leider nicht immer der Fall ist. Wichtiger erscheint eine selbständige, nicht an zweifelhafte relative Maßstäbe gebundene Darstellung der französischen Lebensverhältnisse, natürlich vom europäischen Blickfeld aus gesehen, d. h. mit dem Bestreben zu ermitteln, ob auf dieser Ebene Frankreich in der Lage ist, ohne größeres Risiko das Abenteuer der europäischen Einheit zu wagen. Bisher wurden in die Diskussion überraschende, widerspruchsvolle, aber trotzdem allzu weitgehend hingenommene Argumente hineingeworfen, indem man gleichzeitig die hohe französische Lohn- und Soziallast den anderen europäischen Ländern gegenüber herausstellte und die soziale Notlage der französischen Masse, sowohl was die Löhne wie die Wohnverhältnisse betrifft, in ebenso grellen Farben kennzeichnete. Entweder dem französischen Durchschnittsarbeiter geht es schlecht, dann kann er normalerweise keine höheren Löhne und Sozialvergünstigungen als sein deutscher Kollege erhalten, oder er verfügt über ein verhältnismäßig hohes Lebensniveau, und dann sollte seine Wirtschaft den einheitlichen Markt nicht übermäßig zu befürchten haben, denn alle diejenigen Länder, die ihrer Bevölkerung ein befriedigendes Maß von Wohlstand sichern, verfügen über eine leistungsfähige Wirtschaft. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt die französische Wirklichkeit auf einem Mittelweg, der dank seiner Ausgeglichenheit die europäische Lösung nicht ausschließen sollte.

Für die Löhne liegen zwei offizielle Statistiken vor. Die erste stützt sich auf regelmäßige Erhebungen des Arbeitsministeriums in einer bestimmten Anzahl von Betrieben für bestimmte Arbeiterkategorien. Man findet so einen Stundenlohndurchschnitt, der lediglich als Barometer für die Lohnentwicklung zu dienen vermag. Auf das tatsächliche Realeinkommen der französischen Arbeiterfamilie läßt er keine Rückschlüsse zu, da in diesem Stundenlohn keine Prämien enthalten sind, noch die nicht zuletzt in Klein- und Mittelbetriebe üblichen Sondergratifikationen, und außerdem die jeweilige Dauer der Arbeitswoche eine umso größere Rolle spielt, als für die 41. bis 48. Stunde einen Überstundenzuschlag von 25 % und ab 49 Stunden von 50 % bezahlt wird. Die zweite Statistik ist völlig anderer Art. Sie stützt sich auf die Lohnsteuererklärungen der Unternehmer und erfaßt zweifellos einen großen Teil der bezahlten Lohnsumme. Die Gesamtbeträge teilt man durch die Zahl der von den Unternehmern genannten Arbeitskräfte, um entsprechende Durchschnitte zu erhalten. Auf dem Papier sieht das Ergebnis sehr schön aus, in

Wirklichkeit ist es jedoch ohne den geringsten Wert. Auf Grund dieser Statistiken ging unlängst durch die internationale Presse die erschreckende Meldung, daß über die Hälfte der französischen Arbeitnehmer weniger als 300 000.— ffrs. jährlich verdienen, d. h. nach einer Kaufkraftrelation von 1 zu 100 umgerechent, weniger als 3000,— DM. (Internationaler Lebensstandardvergleiche scheitern nicht zuletzt an den Währungsumrechnungskursen, die offiziell ziemlich willkürlich festgesetzt sind. Eine Frankenabwertung würde genügen, um sowohl für das Lebensniveau wie für die Lohn- und Soziallast das Verhältnis Frankreichs zu den anderen europäischen Ländern völlig umzugestalten. Im folgenden werden regelmäßig die Frankenbeträge unter Anwendung der ungefähr richtigen Kaufkraftrelation 1 zu 100 in DM umgewandelt).

Um zu dieser Lohnstatistik zurückzukommen: Unberücksichtigt läßt sie zunächst die in manchen Berufszweigen sehr umfangreiche Schwarzarbeit. Zur Vermeidung der Lohnsteuer und der Sozialabgaben werden die Überstunden von Klein- und Mittelbetrieben häufig nicht gemeldet und über allgemeine Unkosten verrechnet, sofern sie nicht der Herstellung von Waren dienen, die ohne Rechnung weiterverkauft werden. Verfälscht werden die Berechnungen ferner durch die Tatsache, daß ein Teil der berücksichtigten Arbeitskräfte als mehrfache Einheiten geführt werden, wie z.B. Handelsvertreter, die für mehrere Arbeitgeber tätig sind, und außerdem keine Möglichkeit besteht, zwischen Vollbeschäftigung und Gelegenheits- oder Teilarbeit zu unterscheiden. Die Reinemachefrauen der Büros, die täglich nur zwei oder drei Stunden arbeiten, erscheinen so in der Statistik als vollwertige Einheiten. Das gleiche gilt für die industriellen Saisonarbeiter in den Landbezirken. Dieser statistische Mangel führt dazu, daß im Bezirk von Paris, wo die Putzfrauen am stärksten vertreten sind, das Durchschnittseinkommen der männlichen und weiblichen Arbeitskräfte einen übernormalen Unterschied aufweist. Ferner geht es nicht an, die Sozialleistungen bei der Beurteilung des Lebensstandardes zu übersehen, während sie auf Seiten der Lohnbelastung sehr wohl in Rechnung gestellt werden. Im Bezirk von Paris erreichen bereits bei drei Kindern die Familienzulagen den immerhin beachtlichen Betrag von 200.- DM und übersteigen bei vier Kindern den gesetzlichen Mindestlohn. Um das Lebensniveau zu beurteilen, muß man außerdem nicht nur den individuellen Lohn untersuchen, sondern auch das globale Familieneinkommen. Gerade in Frankreich ist die Frauenarbeit stark verbreitet. Weitere Einkünfte liefern die Kinder, die im allgemeinen bereits am Ende der Lehrzeit, d. h. im günstigsten Falle mit 17 Jahren, fast den gesetzlichen Mindestlohn erreichen. Hierzu kommen bei der gegebenen Handwerkerknappheit in den Städten die verschiedensten Nebeneinkünfte durch Gelegenheitsarbeiten und nicht zuletzt, besonders in der Provinz, der Ertrag des sehr oft vorhandenen Schrebergartens. Unerwähnt bleiben schließlich in den meisten Lohnstatistiken die indirekten Vergünstigungen durch Betriebskantinen, betriebliche Einkaufsgenossenschaften usw... Einen Klärungsversuch unternahm das französische Planungsamt über eine Meinungsbefragung, die immerhin zu einem jährlichen Durchschnittslohn der reinen Arbeiterfamilie von 5 000,- DM kam und aller Wahrscheinlichkeit nach hinter der Wirklichkeit zurückblieb, nicht zuletzt weil die Untersuchung die verschiedenen Nebeneinnahmen direkter oder indirekter Art kaum berücksichtigen konnte.

Es sei auch darauf hingewiesen, daß der individuell nach Hause gebrachte Lohn ein anderes Gewicht hat, je nachdem ob er die unentbehrliche Grundlage des Familienunterhaltes darstellt oder ein Zusatzeinkommen, das, gewiß unter nicht geringen Opfern, dem Arbeiterhaushalt einen größeren Komfort ermöglicht. Besonders in der Provinz zahlen verschiedene Industriezweige, die entweder strukturell zu wünschen übrig lassen oder unter ungünstigen saisonmäßigen Bedingungen arbeiten, teilweise recht niedrige Löhne. Nur beschäftigen sie vorwiegend Personen, die auf ein zusätzliches Einkommen Wert legen oder nur vorübergehend ein Arbeitsverhältnis eingehen wollen: Ehefrauen, junge Mädchen, landwirtschaftliche Saisonarbeiter, selbständige Kleinbauern usw... Praktisch tragen diese niedrigen Lohnsummen nicht selten stärker zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes bei als die normalerweise den gut bezahlten Arbeitern zufließenden Beträge. Solchen Verhältnissen gegenüber ist natürlich die allgemeine Statistik hilflos.

Ein zweites Fehlurteil aus statistischen Verallgemeinerungen heraus betrifft die Steuern. Man hört oft, daß rund zwei Drittel der französischen Einkommensteuer von den Arbeitnehmern getragen werden und infolgedessen die größte Steuerungerechtigkeit herrscht. Selbst theoretisch ist diese Behauptung nicht richtig. Man unterscheidet in Frankreich zwischen zwei verschiedenen Einkommenssteuern, eine mit festen Sätzen auf die verschiedenen Einkommenskategorien, Handelsgewinne, landwirtschaftlicher Ertrag, freie Berufe, Zinsen und Dividenden, usw... In den ersten Nachkriegsjahren wurde diese erste Einkommensteuer für sämtliche Arbeitnehmer durch eine pauschale Abgabe von 5 % auf die Lohnsumme zu Lasten des Arbeitgebers ersetzt. Eine zweite allgemeine und progressive Einkommenssteuer wird grundsätzlich von allen Personen, die über ein regelmäßiges Einkommen verfügen, zusätzlich bezahlt. Nur von dieser Steuer entfallen auf die Arbeitnehmer statistisch zwei Drittel des Ertrages. Allerdings stellt sie nicht einmal 10 % der gesamten französischen Steuereingänge. Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß der Begriff des Arbeitnehmers steuerlich in Frankreich sehr weit gefaßt ist: hierzu gehören nicht nur die höheren Angestellten und Beamten, sondern auch die Generaldirektoren der Aktiengesellschaften und die Geschäftsführer der GmbH., sofern sie nur eine Minderheitsbeteiligung besitzen. Tatsächlich lastet die Einkommensteuer nicht auf der Arbeitermasse, sondern lediglich auf einer Minderheit von Kaders und zusätzlich auf den Junggesellen, die lediglich eine geringe Einkommenssteuerfreigrenze besitzen. Nach den augenblicklich gültigen Sätzen zahlt ein Arbeiter mit zwei Kindern bis zu einem Jahreseinkommen von rund 9 000,- DM überhaupt keine Einkommensteuer, was immerhin beachtlich ist und in die Beurteilung des Lebensniveaus einbezogen werden muß. Die Steuerungerechtigkeit ergibt sich ausschließlich aus dem Übergewicht der indirekten Steuern. Von wenigen unentbehrlichen Lebensmitteln abgesehen unterliegen alle in Frankreich verkauften Waren einer Umsatzsteuerbelastung von iiber 20 %.

Hiermit gelangt man zu dem Kapitel der Preise. Frankreich besitzt den Ruf eines der teuersten Länder Europas. Sieht man von der Möglichkeit ab, die französische Überteuerung, die auf unglückliche Spekulationen im Jahre 1951 zurückgeht, durch eine Währungsmanipulation zu beseitigen, d. h. findet man sich mit dem jetzigen Preisniveau als wirtschaftliche Gegebenheit ab, muß man sich immer noch vor Verallgemeinerungen hüten. Allzu häufig vergleicht der Beobachter Waren und Dienstleistungen, die auf völlig verschiedenen qualitativen Ebenen liegen. Bei strenger Objektivität ist Frankreich weniger teuer, als es den Anschein hat. Es ist richtig, daß in den Ferienorten für gleichen Komfort die französischen Pensionspreise erheblich über den deutschen liegen, es ist aber nicht weniger richtig, daß die durchschnittlichen französischen Zimmerpreise hinter den deutschen zurückbleiben und bei den Restaurantpreisen sowohl die Mengen wie die meistens erstklassige Qualität der angebotenen Waren unbedingt Berücksichtigung finden müssen. Man stellt dann fest, daß bestimmte Fleischqualitäten in vergleichbaren deutschen Restaurants eher etwas mehr kosten als in Frankreich. Dies ist nur ein Beispiel von vielen. Man kann auch die Automobile wählen, deren französischer Mehrpreis zwei rein innerfranzösische Ursachen hat: höhere Verdienstspanne des Zwischenhandels und größere Umsatzsteuerbelastung.

Eine heikle Angelegenheit ist andererseits die Beurteilung der Lebensgewohnheiten. Geringere Wohnkultur oder schlechtere Kleidung stechen mehr ins Auge als reichlichere Ernährung. Diese Dinge lassen sich jedoch nur subjektiv einschätzen. Es mag unvernünftig erscheinen, daß der französische Durchschnittsarbeiter täglich einen Liter Wein und mehr trinkt, während sich ein großer Teil seiner deutschen Kollegen Getränke nur von Zeit zu Zeit in der Wirtschaft leistet. Bei Ermittlung seines Lebensstandards muß man jedoch diese Gewohnheit in Rechnung stellen, denn schließlich betrachtet sie subjektiv der französische Arbeiter als wesentliche Bedingung seines Wohlbefindens. Es würde ihm z. B. schwer fallen, seinen Wein einer besseren Wohnung bei höherer Miete zu opfern .In dieser Erfordernis würde er ohne weiteres eine soziale Ungerechtigkeit sehen und im gewissen Sinne auch einen materiellen Abstieg. Die schwere französische Wohnungskrise ist nicht zuletzt von diesem Gesichtspunkt aus zu verstehen. Im Vergleich zu der Bevölkerungsentwicklung ist der verfügbare Wohnraum in den letzten 20 Jahren keineswegs in dem Umfange, wie es nach Außen hin den Anschein hat, zurückgegangen. In Paris, wo die schlimmste Wohnungskrise herrscht, hat sich der Wohnraum pro Einwohner sogar leicht erhöht. Die Not erklärt sich zunächst durch ungenügende Beweglichkeit der Mieter, begünstigt durch zu niedrige Mieten, so daß überschüssige Zimmer keine finanzielle Belastung sind, teilweise aber auch durch plötzlich entstandene Bedürfnisse ,d. h. durch erhöhte Ansprüche an die Wohnung, durch die Entdeckung der Wohnkultur. Paradoxerweise ist demnach die Wohnungskrise, die als klarster Ausdruck der sozialen Notlage angesehen wird, eine ziemlich unmittelbare Folge der Hebung des allgemeinen Wohlstandes. Ginge es den französischen Arbeitern so schlecht, wie es gewisse Kreise aus Oberflächlichkeit oder aus Demagogie behaupten, gäbe es wahrscheinlich in Frankreich kein sozial beunruhigendes Wohnungsproblem.

# Fortschritte und Schwächen

Nach dieser Entmystifizierung einiger sozialer Verallgemeinerungen soll zusammenfassend eine Abschätzung des französischen Lebensniveaus versucht werden. Zunächst ist die Richtigkeit der offiziellen Versicherung steigender Löhne zu überprüfen. Während die Gewerkschaften behaupten, daß die Vorkriegskaufkraft noch nicht wiederhergestellt ist, lassen die offiziellen Berechnungen auf eine leichte Verbesserung des realen Durchschnittslohnes bei stärkerer Erhöhung des tatsächlichen Familieneinkommens schließen. Die unterschiedlichen Ergebnisse für Stundenlohn und Familieneinkommen erklären sich durch die Verlängerung der Arbeitszeit und durch stärkere produktive Mobilisierung der aktiven Bevölkerung bei wesentlich besserer Sicherung der Vollbeschäftigung. Die Gewerkschaften leisten sich sehr oberflächliche und globale Vergleiche. Meistens wählen sie die ungünstigste Kategorie, d. h. den Junggesellen, unter bewußter Vernachlässigung der sehr erheblichen Familienzulagen. Alles deutet darauf hin, daß die offiziellen Ermittlungen sehr vorsichtig und in durchaus sozialem Geiste zusammengestellt wurden. Besonders wichtig ist die allgemeine Tendenz der französischen Löhne, die seit 1952 ununterbrochen real in die Höhe gingen, mit einer ungefähren Kaufkraftverbesserung von mindestens 20 % in vier Jahren. Mit dieser Leistung steht Frankreich international an der Spitze, sie ist umso beachtlicher, als das Land nicht nur erhebliche Kriegsverluste zu verschmerzen hatte, sondern auch neben der Modernisierung seines zurückgebliebenen Produktionsapparates kostspielige Verantwortungen in Indochina und Nordafrika auf sich nehmen muß. Es wäre durchaus verständlich gewesen, wenn der Lebensstandard, oder besser gesagt der Durchschnittsverbrauch, hinter dem Vorkriegsdurchschnitt noch zurückbliebe. Daß dem nicht ist, verdankt man einem sehr starken sozialen Bewußtsein, bis in die Unternehmerschaft hinein. Allerdings brachten Industrie und Handel kaum Opfer. Die Einkommensverschiebung zu Gunsten der Arbeitnehmer erfolgte zu Lasten der durch die Inflation und die Mietengesetzgebung ruinierten Rentner und Hausbesitzer sowie, seit einigen Jahren, der hinter der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung einkommensmäßig zurückgebliebenen Bauern.

Das allgemeine Lebensbild bestätigt einwandfrei die statistischen Behauptungen der Behörden. Besonders in den letzten drei Jahren nahm der Umsatz an Lebensmitteln, Automobilen, Haushaltsgeräten, usw... erheblich zu. Verschiedene Untersuchungen großer Betriebe führten zu dem Ergebnis, daß immer zahlreichere Arbeiter Motorräder und Kleinwagen besitzen, sowie sich keineswegs billige Wochenendreisen erlauben, mit dem Ergebnis erhöhter freiwilliger Abwesenheit am Wochenanfang, besonders für die jüngeren Jahrgänge. Der Drang nach Ferien und Entspannung erfaßte deutlich einen weiten Kreis der Arbeitnehmerschaft. Nicht weniger bezeichnend sind die zahlreichen Fernsehantennen, die man besonders in der Provinz und in Arbeitersiedlungen antrifft. Elektrische Eisschränke und Waschmaschinen befinden sich jetzt durchaus in Reichweite der Arbeiterfamilie, sobald sie nicht von einem einzigen Lohn abhängt. Ein weiteres Zeichen des Wohlstandes ist die zunehmende Schwierigkeit, Fleisch oder Wein niedriger Qualität abzusetzen. Während vor dem Kriege der Durchschnittsalkoholgehalt des Konsumweines bei 9° lag, wird jetzt meistens ein Wein von 11° verlangt. Es ist ferner ein offenes Geheimnis, daß die geringeren Fleischsorten ausgeführt werden müssen. Dem erwachenden Bedürfnis nach Wohnkultur entspricht eine außergewöhnlich günstige Möbelkonjunktur, verbunden mit erhöhtem Verkauf von Farben, Tapeten und Haushaltsgeräten verschiedenster Art.

Es wäre natürlich übertrieben, die Lage des französischen Arbeiters als rosig oder restlos befriedigend hinzustellen. Um aus dem proletarisierenden Lebensminimum herauszukommen, kann er sich nicht mit einer 40stündlichen Arbeitswoche begnügen. Es ist ferner unvorstellbar, daß eine Arbeiterfamilie wirklich gut lebt, wenn ihr nur ein Lohn zufließt. Ein weiteres Übel sind starke materielle Unterschiede von einer Branche zur anderen, von einem Ort zum anderen. Es entwickelte sich in den letzten Jahren eine neue horizontale Lohnhierarchie, d. h. die Unterschiede zwischen den ungelernten und den Facharbeitern sind häufig geringer als zwischen der Belegschaft eines modernisierten Großbetriebes und den Arbeitern eines veralteten Mittelunternehmens. Diese Unebenheiten, die einem Teil der Arbeiterschaft zwangsläufig einen zu niedrigen Lebensstandard aufzwingen, können allein durch die strukturelle Umgestaltung der französischen Wirtschaft beseitigt werden. Bemühungen in dieser Richtung sind bekanntlich seit einiger Zeit ernstlich im Gange.

Ein weiterer beachtlicher Unterschied in der materiellen Lage besteht zwischen Familienvätern und Junggesellen oder kinderlosen Ehepaaren. Gewiß, die Familienzulagen decken nicht die Kosten des Unterhaltes der Kinder, die Familien erhalten jedoch auf der ganzen Ebene derartig zahlreiche Vergünstigungen, von der Steuer bis zu Mietenzuschüssen und Fahrpreisermäßigungen, daß sie unbestreitbar besser gestellt sind als der Junggeselle, zumal da im Vergleich zur Vorkriegszeit diese Kategorie einen wirtschaftlichen Abstieg zu Lasten der Familie erlebte. In der einen oder anderen Form müssen selbstverständlich diese verschiedenen Lücken im französischen Sozialgefüge geschlossen werden.

# Ergebnis

Soweit eine globale Schlußfolgerung möglich ist, darf man feststellen, daß der Lebensstandard der französischen Masse zwar im Vergleich zu demjenigen Amerikas noch sehr zu wünschen übrig läßt, sich im europäischen Durchschnitt jedoch durchaus sehen lassen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach lebt der französische Arbeiter besser als sein deutscher Kollege, selbst wenn man seine ungünstigeren Wohnverhältnisse in Abzug bringt. Andererseits ist aber das französische Lohn- und Sozialgefüge nicht so überragend, daß es auf der Kostenseite zu einer fühlbaren, den antieuropäischen Protektionismus irgendwie berechtigenden Mehrbelastung führen sollte. Es darf daher weder von einer sozialen Krise oder gar von einer sozialen Notlage die Rede sein, noch von einer sozialen Überforderung der Unternehmerschaft. Für den europäischen Vergleich ist es übrigens wichtig, auf den sozialen Vorkriegsrückstand Frankreichs hinzuweisen und auch auf die zwangsläufig elastische und willkürliche Währungsparität. Deshalb zwingt sich schließlich allgemein die Erkenntnis der Notwendigkeit eines weiten europäischen Marktes auf, um die gemeinsame europäische Sozialentwicklung dem jenseits des Ozeans üblichen und jenseits des eisernen Vorhanges zu erwartenden Rhythmus so schnell wie nur möglich anzupassen.

# Antisemitismus in der Bundesrepublik

I

Antisemitismus in der Bundesrepublik gibt es nicht. Es kann ihn nicht geben, heißt es, weil es ihn nicht geben darf. Und es darf ihn nicht geben, sagt man, weil er die Demokratie gefährdet, weil er der westdeutschen Politik widerspricht, und weil er das deutsche Ansehen im Ausland schädigt. Friede mit Israel und Wiedergutmachung des im deutschen Namen begangenen Unrechts, soweit das Ungeheuerliche wieder gut gemacht werden kann, materielle Entschädigung also, lauten die Direktiven der Regierung.

Zweifellos haben diese Richtlinien einen Rückhalt in der öffentlichen Meinung. Der staatlichen Rückerstattung, so umständlich und unbeholfen sie auch gehandhabt wird, schließen sich die Bürger an, wenn sie nur dazu aufgerufen werden. Eine Fernsehsendung des Süddeutschen Rundfunks über die Not der in Frankreich verbliebenen, weil im Zuge der Himmlerschen "Endlösung" dahin verschleppten deutschen Juden, brachte Spenden von erstaunlicher Höhe zusammen. Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gewinnen stetig neue Mitglieder. Die Verdienste jüdischer Mitbürger um ihre Heimatgemeinden werden dort wieder gewürdigt. Hie und da setzt sich die Erkenntnis durch, welchen Verlust die Ausschaltung der Juden dem Kulturleben zugefügt hat. Jüdische Professoren kehren an ihre alten Wirkungsstätten zurück, mit Respekt, ja mit Bewunderung von den Studenten begrüßt. In der Literatur hat Albrecht Goes mit seiner Novelle "das Brandopfer" eine meisterliche Deutung deutsch-jüdischer Verbundenheit gegeben. Wie er, künden andere Dichter von der Verantwortlichkeit des Menschen für seinen Nächsten. Unermüdlich mahnen Publizisten, das Gräßliche nicht zu verdrängen und den Rückfälligen zu wehren. Ihre Bitte um Verzeihung ist unüberhörbar. Sie klingt durch die Veröffentlichung Darmstädter Gymnasiasten zu Ehren ihres ehemaligen Mitschülers Karl Wolfskehl ebenso wie aus der Rede, die Theodor Heuß in Bergen-Belsen hielt. Nicht weil sie der Bundespräsident sprach, sondern weil er dort für viele sprach, die ihre menschliche Existenz - wieder? - in Übereinstimmung bringen möchten mit ihrer staatlichen Zugehörigkeit, seien seine Schlußworte zitiert: "Da steht der Obelisk, da steht die Wand mit den vielsprachigen Inschriften. Sie sind Stein, kalter Stein. Saxa loguntur, Steine können sprechen. Es kommt auf den Einzelnen, es kommt auf dich an, daß du ihre Sprache, daß du diese ihre besondere Sprache verstehst, um deinetwillen, um unser aller willen!"

Strenge ethische Forderungen sprechen aus diesem Satz. Für ein Land, in dem die Entfremdung der privaten von der politischen Sphäre zu den bestimmenden Zügen seiner Geschichte gehört, sind sie nicht hoch genug zu veranschlagen. Wann hätte je ein deutsches Staatsoberhaupt gemahnt, das im Namen der Nation begangene Unrecht nicht zu vergessen? Die historische

Würde ist unbestreitbar. Gleich Heuß haben schon 1946 die Ministerpräsidenten deutscher Länder, hat Kurt Schumacher in seiner ersten Bundestagsrede,

hat Adenauer an das Gewissen der Bevölkerung appelliert.

Verantwortungsbewußtsein und Gewissenhaftigkeit wird man als Motive der Wiedergutmachung nicht unterschätzen dürfen. Daneben gibt es freilich andere: Gründe der Opportunität, des Zurückweichens vor der Weltmeinung. Ihre Vertreter halten es für zweckmäßig, den Geschädigten des Nazisystems, den Hinterbliebenen der ermordeten Juden ein gewisses Entgegenkommen zu zeigen, weil es die Rückkehr Deutschlands in die Politik erleichtere. Ihre Motive ähneln der in den kommunistischen Staaten üblichen Judenpolitik. Wo sie, wie in der Reaktion arabischer Staaten, einen Nachteil befürchten, sind sie ohne weiteres bereit, die Gretchenfrage der deutschen Republik mit außenpolitischen Erwägungen zu ersticken. Vollends abwegig sind die Motive einer dritten auf Versöhnung dringenden Gruppe. Ihre Angehörigen erklären, es sei nicht nur politisch inopportun, sondern geradezu selbstmörderisch, mit dem "Weltjudentum" anzubinden. Eine internationale Macht wie die "jüdische Hochfinanz" sei unschlagbar, man müsse sich mit ihr vertragen, wenn man es in der Welt zu etwas bringen wolle. Leicht erkennt man in diesem Denken ins "Positive" gewendete Argumente des Antisemitismus.

H

Also gibt es doch Antisemitismus in der Bundesrepublik? Ja, es gibt ihn, allen humanen Bemühungen zum Trotz. Er existiert, auch wenn es keine Judenfrage im Sinne der historischen Minoritätenproblematik gibt. Und er vegetiert in verschiedenen Stufen. Er ist latent vorhanden und aktiv, unbewußt und bewußt, erkannt und nicht erkannt. Welche Formen er annimmt, werden wir an einigen Beispielen zeigen. Für alle Formen aber gilt die Charakterisierung, die Paul Tillich 1953 vornahm: "Es gibt nichts Absurderes, nichts Irrationaleres als den politischen Antisemitismus. Die Gründe, die man angibt, um ihn zu rationalisieren, heben sich gegenseitig auf. Wenn man jemand kritisiert, hat man normalerweise die Absicht, das, was man kritisiert, zu ändern. Aber nichts wäre für einen Antisemiten unangenehmer als die Vorstellung, daß ,der Jude' sich unter dem Einbruch seiner Kritik ändern würde. Normalerweise werden einzelne für eine falsche Haltung oder für ein Verbrechen verantwortlich gemacht. Der Antisemit macht keinen einzelnen verantwortlich, sondern er etabliert das Bild einer Gruppe von Menschen, die durch ihr bloßes Dasein schuldig sind, und wo die persönliche Verantwortung und damit die Forderung, eine Person als Person zu behandeln, verschwindet. Im Falle eines Verbrechens wird der Verbrecher als Verbrecher für schuldig erklärt, wenn es sich um einen Nichtjuden handelt, er wird als Jude für schuldig erklärt, wenn es sich um einen Juden handelt. Wenn man sich diese Absurditäten vergegenwärtigt, möchte man an der stoischen Lehre zweifeln, daß jeder Mensch von der Natur an der universalen Vernunft teilhat. Oder man muß annehmen, daß Massenpsychosen scheinbar vernünftige Leute in einen Zustand versetzen können, in dem sie aufhören, an der allgemeinen Vernunft teilzuhaben."

Die aller Logik widersprechende Proklamation eines "typischen Juden", der für allerlei Unzulänglichkeiten verantwortlich gemacht und deswegen ausgerottet werden muß, charakterisiert den Antisemitismus. Von der erwähnten Vorstellung, daß es ein mächtiges, landfremdes festgeschlossenes Judentum gebe, ist es nur ein winziger Schritt zu den Betrachtungen über die "Fehler Hitlers", die da und dort in der Bundesrepublik angestellt werden. Daß es ein Fehler gewesen sei, mit "dem Juden" anzubinden, liegt auf der gleichen Ebene wie das Bedauern darüber, daß die "Endlösung" nicht vollendet worden, daß "das Judentum" übrig geblieben sei. Diese Ungeheuerlichkeit hört man selten ausgesprochen, dennoch ist sie die Konsequenz solcher Hitler-Kritik. Wann sie an die Offentlichkeit kommt, ist eine Frage der Zeit.

Schon kündigt sich eine Art von Komplizenbewußtsein mit den Nationalsozialisten an. Als Beleg hierfür sei eine Stelle aus dem Urteilsspruch eines westdeutschen Richters erwähnt. Ein jüdischer Schriftsteller wurde in einer Beleidigungssache verurteilt. In der Urteilsbegründung heißt es unter anderem: Der Beklagte "machte auch in der Hauptverhandlung den Eindruck eines hochbegabten und gebildeten Mannes im besten Schaffensalter, der vielleicht das Zeug hat, sich zu großen Erfolgen emporzuarbeiten, wenn es ihm gelingt, den seelischen Knick, den er durch das eigene schwere Erleben in der Nazizeit und durch das seiner Familie davongetragen hat, zu überwinden. Er wird dies wahrscheinlich nur dann tun können, wenn er sich vom Haß, der sein Leben jetzt regiert, zur Versöhnung und schließlich zur Liebe durchzuringen vermag . . . In dieser Verneinung, die in seinem durch den Nationalsozialismus erzeugten Mißtrauen gegen alle deutschen Menschen wurzelt, liegt der tragische Grund für sein strafbares Verhalten . . . Aber seine Fähigkeit, nach dieser Einsicht zu handeln, war zur Zeit der Tat wegen einer krankhaften Störung der Geistestätigkeit erheblich vermindert. § 51 Absatz 2, II StGB. Das Mißtrauen und der Haß gegen alles, was irgendwie einmal nationalsozialistisch gewesen ist, beherrschen sein Wesen und führen ihn zu Handlungen, die ein gesunder, vernünftiger Mensch, der etwas auf sich hält, niemals begehen würde. ... Er hat zwar durchaus Hemmungen in dieser Richtung, aber sie schrumpfen sehr zusammen, wenn sein Juden-Nazikomplex . . . an die Oberfläche kommt und wirksam wird." Nicht so sehr, daß der Richter den Haß gegen die Nazis als eine Veranlassung zu Taten hinstellt, die ein "vernünftiger Mensch, der auf sich hält, niemals begehen" würde, erscheint uns hier bemerkenswert, sondern daß "alle deutchsen Menschen" wie selbstverständlich in Beziehung gesetzt werden zum "Juden-Nazikomplex" des Beklagten, was immer das Wort bedeuten soll.

Das Wort vom "Juden-Nazikomplex" weist aber auch noch auf anderes in der Verfassung des sogenannten "deutschen Menschen" hin. Er umschreibt einen an sich hoffnungsvollen Sachverhalt negativ. Daß das an den Juden begangene Unrecht nicht verjährt, mithin jeder Jude eine Erinnerung an das eigene Versagen darstellt, ist ein Gefühl, das weiter verbreitet zu sein scheint, als man denkt. Jude und Nazi als zwei Seiten einer Münze zu betrachten, die man nicht gerne mehr in Zahlung nimmt, entspricht dem Verlangen, aus der Verantwortung zu fliehen, es zu vermeiden, eine Person als Person zu bewerten. Es ist der Versuch, den Obelisk von Bergen-Belsen zu übersehen, den Stachel zu ignorieren, den der Antisemitismus eingepflanzt hat.

Deutsche Demokraten haben dieser Versuchung schon nachgegeben. Es gilt ihnen zwar als ausgemacht, daß der Antisemitismus ein Unrecht ist. Dennoch

scheuen sich weder Regierung noch Opposition, früher bekannte Antisemiten oder in die Judenmorde des Dritten Reiches verwickelte Beamte an hohen Stellen zu verwenden. Im allgemeinen regiert hier offenbar der Grundsatz, daß politisch tragbar ist, wer keine silbernen Löffel gestohlen hat. Ein schäbiger Grundsatz, ein ganz und gar ungenügender Grundsatz. Wo Vorwürfe von der Opposition erhoben werden, kann man sich schließlich des Eindrucks kaum erwehren, daß es den Angreifern nicht in erster Linie um die Formung politischer Sitte geht, mithin nicht um die Bekämpfung des Antisemitismus, sondern darum, die Partei, den Dienstherrn des Angegriffenen zu treffen. Als kurzsichtige Demokraten erwiesen sich auch westdeutsche Schriftsteller, die sich für einen Kollegen einsetzten, der 1941 als Agent Hitlers für den Niedergang Frankreichs die Juden mitverantwortlich genannt hat, ohne jemals diese Auffassung zu widerrufen. "Das schmeckt nach Begünstigung. Und diese Begünstigung ist es, die uns beunruhigt, die uns - mit Recht - den Tadel, den Argwohn und die Erbitterung der Welt zuzieht. Mit dieser Erscheinung, nicht mit den Grabschändern, wollen wir uns hier auseinandersetzen. Mit uns selbst, nicht mit den paar verbrecherischen Elementen unter uns." Professor Franz Böhm schrieb diese Worte im Zusammenhang mit aktivem Antisemitismus. Sie gelten für die Beschäftigung mit seiner latenten Form nicht minder. Wenn wir in den Bereichen, in denen man sich auf sein Demokratentum etwas zugute hält, nicht doppelt empfindlich sind, mögen es noch so viele Starrheit nennen, haben wir verspielt. Wie soll dann ein Kodex zustandekommen, der es erlaubt, dem vulgären Antisemitismus zu begegnen?

Neben lässigen Demokraten wehren auch unklare Christen den antisemitischen Wucherungen nicht. Namhafte Theologen sind sich darin einig, daß es noch einer herkulischen Leistung bedarf, um den schuldhaften Antijudaismus (Tillich) aus der religiösen Erziehung zu bannen. So christlich, wie sie sich gibt, ist die Bundesrepublik nicht. Am entschiedensten scheint die religiöse Besinnung dann zu sein, wenn Amter zu ungunsten der jeweiligen Minderheit verteilt werden. Wer wollte bestreiten, daß dadurch Gruppenvorurteile gefördert werden, die nicht nur eine Gefahr für die Freiheit der Dissidenten, sondern auch für die der Religionsjuden werden können? In Celle wurde 1951 eine junge Lehrerin entlassen, weil sie mit ihrer Klasse antisemitische Spottverse sang. Das war gut so. Wer aber nimmt es wahr, wer klagt an, wenn Kindern im Religionsunterricht die Belastung der Juden mit der Blutschuld an Jesu in der herkömmlichen Weise einoktroyiert wird? Die Eltern? Wieviele begreifen denn die Bedeutung der scheinbar geringfügigen Unterschiede zum bisherigen Schlendrian, die bei einer Wiederbegegnung von Christen und Juden verstanden werden müssen? Wieviele hören überhaupt, was die Kinder erzählen? Und wenn sie zuhören, können sie dann ihren Kleinen erklären, warum es eine Aufgabe der Christen ist, in den Juden ihre brüderlichen Warner vor einem Rückfall ins Barbarische zu ehren? Es heißt nicht, die christlichen Konfessionen unterschätzen, wenn man sagt, daß sie in dieser Hinsicht vor einer Aufgabe stehen, die zu lösen übermenschliche Kräfte verlangt.

Schließlich sollte nicht vergessen werden, daß der moderne Antisemitismus auch in der unguten Situation des Menschen in der kapitalistischen Konkurrenz wurzelt. Anerkanntermaßen ist die Konkurrenz kaum irgendwo in der Welt

so kraß wie in der Bundesrepublik. Nirgends ist der wirtschaftsfreie Raum so knapp wie hier, nirgends aber suchen die Leute darum so dringlich nach einer Erklärung für ihr Unbehagen. Aus einer vor kurzem durchgeführten Befragung ging hervor, daß den Aufschwung der Wirtschaft rund 40% des Durchschnittes begrüßen, aber nur 14% eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen anerkennen: Es fällt dem Publikum schwer einzusehen, daß die empfundenen Nachteile der Preis für die anerkannte vorteilhafte Steigerung der Produktion sind. Da auch bei einem eventuellen Rückgang der Erzeugung das Nachlassen der persönlichen Beanspruchung nicht als Vorteil empfunden werden könnte, darf man sagen, daß auch hier Möglichkeiten vorhanden sind, antisemitische Argumente neu zu beleben.

### Ш

Wie eine solche Aktivierung vor sich gehen kann, zeigt die Reihe antisemitischer Ausschreitungen in der Bundesrepublik. Drei Kategorien sind zu unterscheiden: der anonyme Terror in Tat und Wort, eruptiver Antisemitismus

und offene Verfolgung.

Von Terror zur hören, wird in diesem Zusammenhang manchen erschrecken. Und doch kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Schändungen jüdischer Gräber und Gedenkstätten Schrecken verbreiten und die Bevölkerung einschüchtern sollen. Ihre Urheber wollen damit demonstrieren, daß sie noch oder wieder da sind, daß sie aus dem Dunkeln die politische Szene beobachten und "kontrollieren". Seit altersher gehören Grabschändungen zu den gängigsten Einschüchterungsmethoden, zeigen sie doch, daß die Schänder nicht einmal das Revier des Todes scheuen, daß sie das Grauen des Menschen vor der Ewigkeit besiegt haben und hohnlachend der Vergänglichkeit trotzen. Die Wirkung auf einfache Seelen stellt sich umso eher ein, je besser die Täter es verstehen, unsichtbar zu bleiben, als rächende Naturkraft sich aufzuspielen. Das muß man sich klarmachen, wenn man die ununterbrochene Kette ungestrafter Gräberschändungen betrachtet, die sich durch die ersten Jahre der Bundesrepublik zieht. Bis 1950 zählte der Sekretär des hessischen Landesverbandes der jüdischen Gemeinden dreißig solcher Verbrechen. In den meisten Fällen blieben die Täter unerkannt oder wurden als "spielende Kinder" festgestellt. Spielende Kinder? Selbst wenn sie nicht angestiftet worden sind, hat man doch nie gehört, daß sie die Friedhöfe der christlichen Konfessionen zerstört hätten. Die Antwort ist unbefriedigend, und sie blieb es durch die folgenden Jahre bis zum heutigen Tag. Aufgezählt seien hier nur einige wenige Beispiele: In Worms wurden im Mai 1952 über 130 Gräber gewaltsam beschädigt, in Ansbach erfolgte die dritte Zerstörung des jüdischen Friedhofes im Oktober 1953, im März des selben Jahres war der Friedhof in Heusenstamm und im März 1955 der Denkstein für die Koblenzer Synagoge das Ziel der Banditen; allein im April 1956 wurden zwei Schändungen gemeldet, aus Gladenbach und Preußisch-Oldendorf.

Diesen Untaten schließen sich die anonymen Drohbriefe an, von denen fast jeder Politiker oder Publizist zu berichten weiß, dem es mit der demokratischen Erziehung, mit der Aufklärung über den braunen Schandfleck der deutschen Geschichte, gar mit der Revision des nationalistischen Geschichtsbildes Ernst ist. Ob sich einer 1951 gegen die Rückkehr Harlans als Regisseur wandte oder

fünf Jahre später die KZ-Schergen unter den Spätheimkehrern beim Namen nennt, es ist immer das gleiche. "Dreckjude", "Judenknecht", "Judensau", "Judensöldling", "Judengenosse" sind die Ehrentitel, die er dafür von anonymen Finsterlingen erntet. Though this be madness, yet there is method in it. Die gleichbleibende Reaktion rechtfertigt nicht nur die Demokraten, sie beweist erneut, daß der Antisemitismus mit dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer jüdischen Minorität nichts oder kaum etwas zu tun hat. Die allermeisten Empfänger solcher Briefe sind nämlich Nichtjuden, was den Absendern wenigstens bei den bekannteren geläufig sein dürfte. Es geht ihnen auch nicht um die Feststellung, daß dieser oder jener Jude oder mit Juden befreundet sei, was ja keine Beleidigung ist, sie versuchen vielmehr, die Verfechter humaner Anschauungen mit der Erinnerung an die jüdische Katastrophe zu schrecken. Gleichzeitig soll der Eindruck entstehen, als gäbe es eine nationale Instanz, vor der sich der Bedrohte verächtlich gemacht habe. Das ist die übliche Fememanier. Die Drohungen sollen die bestehende Rechtsordnung diffamieren und ihre berufenen Hüter in den Stand einer isolierten Minderheit versetzen, die gegebenenfalls für die Unsicherheit der sozialen Situation verantwortlich gemacht werden kann. Ganz in diesem Sinne wurden schon am 20. Juli 1952 in der Südostecke Bayerns Flugblätter verteilt. Sie trugen Hakenkreuze und u. a. den Aufruf: "Deutscher! Denk an die 7 Ritual-Opfer in Landsberg am 7. Juni 1951! Die am Tage des ,alliierten Feiertages der Invasion', des Tages des Beginn des jüdischen Wochenfestes gehängt wurden! Denke an die Riesenopfer der feindlichen Phosphor-, Schwefel- und Atombomben! Denke an die Attentate auf Talsperren und an die sonstigen wahren Verbrechen gegen die Menschlichkeit unserer Feinde und bleibe deutsch!"

Dennoch gefährden nicht die antisemitischen Aktivisten als solche den Staat. Sie sind gemeine Spitzbuben, denen man das Handwerk legen kann und legen muß wie anderen Bösewichtern auch. Nichts wäre verkehrter, als ihnen eine politische Sonderbehandlung zukommen zu lassen. Wir haben das Vertrauen, daß die Republik hier nicht ein zweites Mal versagt, und wir können es haben, weil es genug Männer und Frauen gibt, die sich nicht scheuen, Behörden und Staatsanwälte an ihre Pflicht zu erinnern, wenn sie nachlässig werden. Bedenklicher sind die Fälle von eruptivem, explosionsartigem Antisemitismus, die sich in der Regel aus alltäglichen Streitereien entwickeln. Da stößt ein Motorradler mit einem jüdischen Automobilisten zusammen und schreit: "Mit Juden diskutiert man nicht, die hat man früher vergast!" Ein Kind beschädigt im Hof beim Spielen ein Bäumchen und wird von einer jüdischen Lehrerin zur Ordnung gerufen. Der Vater schaltet sich ein: "Diese Dreckjüdin hat gar nichts zu sagen! Ich bring' sie um, diese Saujüdin!" Betrunkene Bargäste rufen den Besitzer: "Komm raus, dreckiger Jud! - Die Juden gehören alle vergast!" Ein anderer schreckt einen jüdischen Kaufmann mit der Drohung, er habe "früher Juden durch den Rost gejagt" und sei SS-Mann gewesen. Zutreffend war weder das eine noch das andere. Ein jüdischer Käufer wird von einem christlichen Geschäftsmann betrogen, klagt, erhält Recht, und – beschwört einen ganzen Rattenschwanz von antisemitischen Drohungen über sich herauf.

Alle diese Fälle erwuchsen aus Privatstreitereien, und jüdische Mitbürger waren ihre direkten Opfer. Sie beweisen, wie tief die nazistische Diffamierung

sich eingefressen hat, und wie leicht verlegene, ertappte oder geängstigte Menschen in den Haß flüchten, wenn nur ein Ziel da ist. Erst so wird deutlich, worauf die aktiven Antisemiten spekulieren, und nur mit dieser Fluchtbereit-

schaft im Volk können sie Macht erlangen .

Offene Verfolgung blieb so gut wie unbekannt. Ein Berliner Richter, der ein antisemitisches Urteil fällte, wurde 1951 sofort gemaßregelt. Ein wegen nazistischen Radaus Verurteilter, der nach Verbüßung seiner Strafe einen Zeugen überfiel, wurde 1956 erneut festgenommen. Doch zeigt der aus einer Privatklage erwachsene Fall des Dichters Einstein, wie klein der Schritt vom eruptiven Antisemitismus zur offenen Verfolgung ist, und wie leicht diese Grenze überschritten wird, ohne daß die Behörden mit aller Schärfe vorgehen.

#### IV

Die Deutschen, sagte Nietzsche, verstehen sich auf die Schleichwege zum Chaos. Er kannte seine Pappenheimer und behielt recht. Auch der Antisemitismus in der Bundesrepublik ist ein solcher Schleichweg. Man sollte sich daher nicht bei dem Hinweis beruhigen, der Antisemitismus sei eine Angelegenheit der Winkelpresse, er sei ohnmächtig und eine Sache beschränkten Verstandes. Das ist er immer gewesen. Er war zu keiner Zeit eine Massenbewegung. Auch nicht in der fürchterlichsten Zeit des Dritten Reiches. Gerade das machte ihn, wie Franz L. Neumann schon 1942 schrieb, zum geeigneten Mittel der hitlerdeutschen Politik. Nur weil die Juden schwach waren und der Antisemitismus eine vage Ideologie, von der keiner etwas Genaues wußte, konnte er dazu dienen, alle die Unzufriedenen zu integrieren, sie um den "Führer" gegen

den "jüdischen Weltfeind" zu scharen.

Es ist zugegebenermaßen ein undankbares und widerliches Geschäft, sich mit der nazistischen Literatur befassen zu müssen. Ihre Erzeugnisse sind armselig und übelriechend; aber das waren sie auch schon vor 1933, und es hat ihren Erfolg nicht verhindert. So muß man fragen, welche Aussichten die Leute haben, die heute die "Protokolle der Weisen von Zion" veröffentlichen, die stürmerreifen Zeichnungen des Oberammergauer Passionsspielers Schwaighofer verbreiten, die Judenmorde leugnen und "völkisches Denken" pflegen, wie der Musikkritiker eines Provinzblattes, der Schönbergs "Überlebende von Warschau" frech ein "widerwärtiges Stück" nannte, das "auf jeden anständigen Deutschen wie eine Verhöhnung" wirken müsse. Hammerschmidt hat im Maiheft dieser Zeitschrift auf den allgemeinen Hintergrund der Renazifizierung verwiesen, Otto Heinrich Greve im August auf einige ihrer besonderen nationalpolitischen Aspekte. Ich möchte nur zwei strukturelle Züge herausarbeiten.

Der erste ist der oft beklagte Mangel an gefestigtem Nationalbewußtsein in Deutschland. Theodor Mommsen hat ihn schon in seiner Replik auf Treitschkes antisemitisches "Wort an unsere Juden" in seiner Beziehung zum Antisemitismus erkannt. Eva Reichmann, in ihrer Analyse der deutschen Judenkatastrophe, stellt diesen Mangel mit aller wünschenswerten Klarheit als eine Voraussetzung des ungeheuerlichen Geschehens nach 1933 dar. In der Tat ist ohne ihn nicht zu verstehen, wie ein Volk von 60 Millionen sich weismachen lassen konnte, eine Minderheit von einem Prozent Juden sei "sein Unglück". Angesichts der Zonengrenze und der Oder-Neiße-Linie, nicht zu-

letzt des demagogischen Erfolges der Schneider-Partei im Saargebiet eingedenk, wird man sagen dürfen, daß diese nationale Unsicherheit noch besteht. (Wie zum Beweis dessen wirbt das unglückselige Verteidigungsministerium neuerdings SS-Offiziere zum aktiven Dienst an, — wenige Wochen nachdem es stolz von seinem ersten jüdischen Offiziersbewerber sprach!) Die schändlichen Versuche, von den sechs Millionen ermordeter Juden eine oder mehrere Millionen zu verleugnen, sprechen eine deutliche Sprache. Der Führer-Komplex Adenauer gegenüber, die ridiküle Pose, in der sich ein Teil der Intelligenz als "Minderheit der Minderheit" bemitleidet und auf die Wirtschaftskrise wartet, damit sie ihre politische Prognose bestätige, beweisen es nicht minder. Darin also besteht eine Chance der Dunkelmänner.

Die andere liegt tiefer. Man hat bisher zu wenig beachtet, daß der deutsche Antisemitismus in einer Epoche aufkam, die auch die Periode neuartiger Verbände, Bewegungen, Organisationen und Polit-Gangs ist. Diese in ihrer Zielsetzung und in ihren Ursprüngen voneinander völlig verschiedenen Gruppen haben doch bemerkenswerte Gemeinsamkeiten. Wo sie sich zusammenfanden, um der kapitalistischen Konkurrenz zu entgehen, haben sie den Wettbewerb verschärft, indem sie das Gewicht ihrer gebündelten Macht hinzufügten. Als Fluchtgemeinschaften vor der Vereinzelung haben sie ihre Erfolge mit der Errichtung immer neuer Gruppentrennwände bezahlen müssen. Diese noch kaum bewußte, entmutigende Erfahrung beeinflußt das soziale Denken weithin, Gruppenschranken und Gruppenenge avancierten in bisher unvorstellbarem Ausmaß zum Kriterium der Politik. Durch die "Einheit von oben" schon 1871 in der Entfaltung ziviler Tugend gehemmt, wurden Stammtischstrategie und Vereinsmeierei dem deutschen Bürger vielfach zum Ersatz für Politik. Das gruppenbeschränkte Denken sah und sieht eine Welt voller unversöhnbarer Interessen, voller unvereinbarer Widersprüche vor sich, weil die partikulären Zielsetzungen von Schützenvereinen, Innungen, Kartellen etc. in der Tat auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Einen grauenhaften Höhepunkt erreichte diese Denkweise in der nationalsozialistischen Staatsrechtslehre, die aus der Schläger-Moral der völkischen Kampfbünde ein universales Prinzip sich zurechtbastelte. Aber schon fünfzig Jahre früher hielten viele Kleinbürger das Deutsche Reich in erster Linie für eine mit dem Öl der Heiligkeit gesalbte Gelegenheit, die anderen hineinzulegen. Es versteht sich, daß der gruppenbeschränkte Verstand sich "die anderen" nur als Gruppe, als ein Negativ der eigenen Mentalität vorzustellen vermag: "das perfide Albion", "die Freimaurer", "die Schwarzen" und "das Weltjudentum".

Da der verbandsfreie Raum in der Bundesrepublik von Jahr zu Jahr mehr zusammenschrumpft, weitet sich auch der gruppenbeschränkte Verstand nicht. Schon modelt er das Parlament, den eigentlichen Stammplatz des Kompromisses, nach seinem Bild. Schon zwingt er der künstlerischen Produktion seinen Zoll ab. Bei dieser Lage der Dinge muß man immer damit rechnen, daß die Antisemiten ihr Publikum finden.

## Wissenschaft - Wahrheit - Revolution

Es ist noch gar nicht so lange her, daß einer der bekanntesten unter den Sowjetzonen-Wissenschaftlern, Jürgen Kuczynski, in einem Sammelbändchen, "Fortschrittliche Wissenschaft", mehrfach einen Satz des größten Wissenschaftlers unserer Zeit, Stalin" zitierte, der "die höchste Form der Wissenschaft, die Wissenschaft des Marxismus-Leninismus, definiert als ,die Wissenschaft von den Entwicklungsgesetzen der Natur und Gesellschaft, die Wissenschaft von der Revolution der unterdrückten und ausgebeuteten Massen, die Wissenschaft vom Siege des Sozialismus (sic!) in allen Ländern, die Wissenschaft vom Aufbau der kommunistischen Gesellschaft'." - Inzwischen ist der XX. Kongreß der KPdSU in Moskau über die Bühne gegangen. Er brachte "aufsehenerregende" Andeutungen - z. B. der Historikerin Pankratowa, oder auch das Armeniers Mikojan - oder gar Willensäußerungen in Richtung einer Revision von Urteilen und Wertungen zur Geschichte der KPdSU, so daß insgesamt die "Wahrheit" bislang dogmatisch geltende Verdikte Stalins ersetzen sollte. - Wahrheit ist ein faszinierendes Wort, ein erhabenes, im Bereiche der Wissenschaften das höchtse Ziel. Darum horchte die Offentlichkeit der westlichen Kulturwelt auf, als die Inthronisation der "Wahrheit statt Dogma" proklamiert zu werden schien. Werden ihre Erwartungen erfüllt werden? Können sie erfüllt werden? Oder stehen wir vielleicht nur wieder vor einem neuen Propagandatrick, der nichts anderes im Schilde führt, als Gutgläubige mit Worten hoher Geltung wieder einmal einzuschläfern?

Gut, daß es neuerdings das Buch von M. G. Lange gibt (Wissenschaft im totalitären Staat. Die Wissenschaft der Sowjetischen Besatzungszone auf dem Weg zum "Stalinismus". Mit einem Vorwort von Otto Stammer. - Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, Bd. 5 - Stuttgart und Düsseldorf 1955, Ring-Verlag. 295 S. DM 18,-). Nach mancherlei Bemühungen, die Wissenschaftspolitik des Bolschewismus darzustellen (vergl. z. B. M. und E. E. Müller, "... stürmt die Festung Wissenschaft!", Berlin: Colloquium-Verlag 1953) bietet es den ersten größeren Versuch, eine Fülle von einschlägigen Fakten - selbsterlebten und -erlittenen Fakten! - systematisch aufzuarbeiten. Drei Einleitungskapiteln über den "Marxismus-Leninismus", seine Philosophie und die Stalinistische Ideologie-Kritik folgt die Besprechung einiger Fachdisziplinen - Staatslehre, Geschichte, Philosophie (Logik), Volkswirtschaft (Okonomie) -, wobei jeweils die politisch gesteuerte Entwicklung der Wissenschaft in der SBZ hin zum "Stalinismus" den Anlaß und den roten Faden zur Untersuchung und Ausdeutung des "stalinistischen" Wissenschaftsbegriffs bietet. Zwar hat der Leser dieses stoffgeladenen Buches gelegentlich den Eindruck, als habe der Verfasser in der zeitlichen und persönlichen Nähe der kritischen Auseinandersetzung noch nicht die letzte Souveränität seinem Gegenstand gegenüber gewonnen. Dennoch dürfte sein Werk für alle die unentbehrlich sein, die aus der Praxis auf die Theorie schließen, am konkreten Handeln (den "Früchten") Geist und Willen der Handelnden erkennen wollen. Und was bleibt schon anderes übrig angesichts der nachgerade ruchbar gewordenen leidigen Tatsache, daß Worte — die gewichtigsten zumal! — hüben und drüben Verschiedenes meinen? Verstehen was geschieht und warum es geschieht, heißt demnach zunächst Übersetzen: Wort- und Denk-Inhalte bestimmen, statt im Wortgeklingel Denk- und Willensrichtungen vernebeln zu lassen.

#### Wissenschaft als Herrschaftsmittel

Eine Buchanzeige kann nun gewiß nicht der Ort sein, die bolschewistische Wissenschaftslehre aus ihren marxistischen Grundlagen heraus darzustellen. Nur an die eine Marx'sche These ist immer wieder zu erinnern: daß Wissenschaft und Philosophie nicht auf die Erkenntnis der Welt und der Dinge als solche zielen, sondern auf deren Beherrschung, ja Veränderung. Insofern ist auch der "Leninismus-Stalinismus" genuiner Marxismus, wiewohl ein staatlicher Wirklichkeit dienstbar gemachter und dadurch verkürzter, seiner vollen geistigen Offenheit beraubter. Lenin verengte die Funktion des "Marxismus" dahin, nur noch "Leitfaden zum revolutionären Handeln", d. h. zum Aufbau des neuen Machtgefüges zu sein." (Lange 18). (Nur von dieser Prämisse her ist so ein Satz wie der Stalin'sche, den Kuczynski zitiert, verstehbar.) Bei Marx geht es ja zuvörderst und zuletzt um die "Befreiung" des Menschen aus seiner "Entfremdung", also um ein eminent "humanistisches" Anliegen. Aber "der Befreiung könne die Philosophie nur dann dienen, wenn sie die Welt zu verändern trachte, das Handeln mit dem Denken verbinde und dabei nicht spekulativ, sondern streng wissenschaftlich verfahre... Nur eine solche Philosophie sei wahr." (Lange 22) Was aber heißt das: Eine Philosophie (also die Wissenschaft unter den Wissenschaften), die "nicht spekulativ, sondern streng wissenschaftlich" verführe!? Spekulativ im allgemeinsten Sinne setzt beim Phänomen an, im Staunen über das Wunder des Seins. Sie müht sich um dessen Analyse und Deutung durch geistige Einordnung - sie setzt also ein Sinngefüge voraus, das jenseits der physischen Dinge seinen Grund haben muß. Sie lebt von der Meta-Physik, in die sie ungezwungen wieder zurückmündet; denn "das Geheimnis verbleibt". - Wissenschaft nach Marx sucht demgegenüber die rationale Einordnung der Phänomene in ein Sinngefüge zu vollziehen, dessen "Gesetze" - entsprechend dem Gesetz-Begriff und Gesetz-Glauben der noch naiven Naturwissenschaften vor hundert Jahren - erkannt oder doch grundsätzlich erkennbar sind. Dieses Erkennen der ("Natur")-Gesetze, die das All durchwalten, setzt aber Verifizierbarkeit der Phänomene voraus, m. a. W. die Möglichkeit, alle Erscheinungen der Welt (grundsätzlich) wiederholen und sich dadurch bestätigen lassen zu können (wie in einem Laboratoriums-Experiment). Eine solche "gesetz-optimistische" Philosophie fordert also, zu ihrer Selbstverwirklichung wie zu ihrer Selbsterhaltung, das (grundsätzlich) unbegrenzte Machen-können aus menschlicher Macht: den vollendeten "homo-faber". Sie tendiert unmittelbar aufs Handeln. - Welcher Wille aber bestimmt dieses Handeln? Wird er gehalten, "informiert", kontrolliert? Wodurch und durch wen? Durch die "Wahrheit"? -"Was ist Wahrheit?" fragte bereits Pilatus - Marx antwortet: jene Umgestaltung der ökonomischen Voraussetzungen setze Wahrheit, die zur gesellschaftlichen Befreiung, zur Aufhebung und Heilung der Grundkrankheit der Menschen in der Klassengesellschaft, der Selbstentfremdung, führen werde. Diese Umgestaltung aber — so setzt Lenin die Marx'sche Antwort fort — heißt Revolution, das "Handeln-an-sich".

#### "Ich bin kein Marxist"

Goethe ist - die Pragmatiker unter den Literaturkundigen mögen mir verzeihen! - mehr als der Dichter, Forscher, Staatsmann, der 1749 geboren wurde und 1832 gestorben ist. Er ist, als Weiterwirkender, unabgeschlossen, nie "vollendet", nie eindeutig faßbar; er ist Kraft, Potenz über das hinaus, was er "war" und "ist". So braucht auch (trotz Lange, S. 31, und immer wieder) die Feststellung zunächst keinen Tadel zu enthalten, daß die Marxisten (Marx sagte: "Je ne suis pas Marxiste!") keine Auslegung dessen betrieben und betreiben, was Marx (und Engels) "wirklich meinten" (was wäre eine Theologie, die nur ergründen wollte was die Heiligen Schriften "wirklich meinen", ohne die Kirche, die aus ihnen lebt!?), daß sie vielmehr "die Schriften der Klassiker lediglich nach Belegstellen für die von Lenin und Stalin genormten Doktrinen durchgesehen" haben (Lange 31). Dennoch schließt sich so nur wieder der circulus vitiosus: Der Primat des Handelns (d. i. der Praxis - d. i. der Revolution!) zwingt das Erkennen (die Theorie) in seinen Bann, seine Gefolgschaft, einem "humanistisch" genannten Menschenbilde entsprechend, das den Handelnden und sich im Handeln "selbst verwirklichenden" Menschen in seine Egozentrik ständig neu zurückwirft. Mit anderen Worten: Der Primat des Handelns erstickt die Möglichkeit, daß es normativen Werten dienstbar sei, daß Normen in ihm und durch es sichtbar würden. Wenn die Wahrheit - mit Wirklichkeit, Verwirklichtheit aus der Kraft des Handelns als solchen gleichgesetzt - dergestalt vom Handeln abhängt, dann stehen wir vor der erschreckenden Erscheinung, daß der Mensch, der angeblich unbeschränkt frei handelnde, radikal in sich selbst gebannt - zugleich aber, jeder höheren Seinsdimension beraubt, zum Maß aller Dinge hinaufgesteigert wird. Aber dies ist doch auch "nur" ein Glaube! Ein Glaube, der nun seine Spielart von "Wissenschaft" produziert samt seiner eigenen Wahrheitstheorie.

Dialektik nämlich, verstanden nicht nur als Denkmethode, sondern auch als Denkinhalt, könnte zu peinlichen Konsequenzen führen dann, wenn sie wie es der Forderung von Marx entspräche - auch auf die im revolutionären Handeln selbst "geschaffene" Wirklichkeit der kommunistischen Sozialstruktur angewandt würde und damit sogleich zur Relativierung eben dieser Wirklichkeit führen müßte. Einerseits lebt das revolutionäre Handeln aus der "Flüssigkeit" der Begriffe, wie sie die Dialektik als manipulierbare, nach Wunsch modulierfähige (als "flexible Dogmen", ist man versucht zu sagen!) vermittelt. Andererseits muß seine Richtigkeit, seine Glaubhaftigkeit dadurch gesichert werden, daß es der Wertrelativierung durch die Dialektik entrückt wird. Lenin findet aus diesem Dilemma nun dadurch einen Ausweg, daß er in einen naiven Realismus ausweicht, der eine "unabhängig vom Bewußtsein existierende Wirklichkeit" ohne nähere ontologische Bemühungen als "objektiv", als "wahr" setzt. Die Praxis, das Handeln also setzt "Wahrheit", entscheidet damit über den Wahrheitsgehalt des Urteils. Praxis aber heißt: soziale Revolution! Der circulus vitiosus ist erneut geschlossen - wozu Lange (S. 39) nur noch bemerkt: "Die Entscheidung über das, was wahr oder falsch

ist, wird damit in letzter Instanz den politischen Gremien der totalitären Regime überantwortet."

"Tugend" der "Parteilichkeit"

Die ("freiwillige") Anerkenntnis dieser "Wahrheit" wird nun verbürgt durch die "Tugend" der "Parteilichkeit". Es hat seinen guten Grund, daß Lenin wie Stalin und nach ihnen alle Parteischulung der KP sich gegen jegliche Formen des "Objektivismus", gegen alle Wissenssoziologie außerdem, wenden. Würde die Forderung eines echten Humanismus "Erkenne dich selbst!" ernst genommen oder gar befolgt, so könnte, ja müßte der Handelnde (die Partei, das ZK der Partei, die Kollektivführung oder der einzelne Tyrann) nur allzu leicht zur Erkenntnis verleitet werden, wie begrenzt sein Selbst und seine Macht ist; die Durchsetzkraft seines "Wahrheit" setzenden Handelns müßte so unendlich geschwächt werden. - Unreflektierte Macht, d. h. Macht ohne geistige und moralische Kontrolle, ist demgegenüber das letzte Kriterium der Wahrheit; sie bestimmt die Glaubenssätze der "Parteilichkeit" als geforderter "Tugend". Im politischen Raum aber heißt diese vorhandene und das parteiliche Denken zentrierende Macht: UdSSR. - Lange zitiert (S. 44) den SBZ-Ideologen Ernst Hoffmann: "Der bürgerliche Objektivismus verneint den objektiven Untergangsprozeß der kapitalistischen Welt ebenso wie die objektiven Aufstiegschangen der sozialistischen Welt. Er verneint damit die objektive Wahrheit." Dagegen: "Das marxistisch-leninistische Prinzip der Parteilichkeit geht von der Erkenntnis des objektiven Zerfalls des Kapitalismus und des ebenso objektiven Wachstums des Sozialismus aus. Dieses Prinzip bringt mithin die objektive Wahrheit vollständig zum Ausdruck." — Was bei all dem herauskommt, ist als sozialer Gehalt des Prinzips der Parteilichkeit unter anderem "die absolute Herrschaft der politischen Machthaber auch im Bereiche der Wissenschaft" (Lange 45), und letzten Endes ein Wissenschaftsbegriff, bei dem "an die Stelle der modernen analytisch-kritischen Wissenschaft eine Wissenschaft tritt, die bewußt der Rechtfertigung und Propaganda für eine mythisch verklärte Machtordnung dient" (Lange 47). -

Nach all dem bedarf es kaum noch einer näheren Erklärung für die schweren, das Gewissen oder oft auch die nackte Existenz bedrohenden und bedrückenden Konflikte (Lange spricht durch sein ganzes Buch hindurch von ihnen!), in die jene Wissenschaftler im Osten geraten mußten und weiterhin müssen, denen Wahrheit (wie im Bereich der Rechtswissenschaft das Recht) einzige Norm wissenschaftlicher Arbeit ist, und die gerade in dieser Bindung die politische Funktion ihrer Wissenschaft erblicken, Handeln (Praxis) aus Macht und um der Macht willen, "Parteilichkeit" als Unterwerfung unter eine sich selbst mythisierende Macht - solche Strukturprinzipien bestimmen "Wissenschaft", Wissenschaftspolitik und "Wahrheits"-Begriff der bolschewistisch beherrschten Weltsphäre absolut. Sie bestimmen auch "Revisionen" einzelner "Dogmen", wie sie z B. in den letzten Jahren in der SBZ mit der Wendung von einem extremen proletarischen Internationalismus zu einer "nationalen Geschichtsbetrachtung" verordnet wurden. Wenn heute Stalin selbst zum Opfer einer solchen "Revision" zu werden scheint - berechtigt das schon zu der bequemen Hoffnung, daß der Stalinismus sich selbst aufgeben werde? Wird er in der "klassischen" Gestalt des Leninismus seine Kräfte nicht eher erneuern? Ist nicht Chruschtschew selbst einer der "vorzüglichsten" Stalinisten?

Doch sollte man vom Leninismus-Stalinismus den Marxismus selbst füglich unterscheiden - ob er nun als "System" auftrete oder, um der Dialektik willen, sich systemfrei zu verstehen suche. Wie er im außersowjetischen Raum seine eigene philosophische Spannkraft zu behaupten trachtet, das hat jüngst eine Diskussion (in "Die Andere Zeitung") gezeigt, die ungewollt auch einen Beitrag zum Thema "Wissenschaft unter dem bolschewistischen Totalitarismus" liefert: Leo Kofler, Philosoph und Soziologe, gehörte nach 1933 zu der "westlichen" Emigration. Er ist Marxist, aber nicht durch "Kritik und Selbstkritik" im Sinne der "Parteilichkeit" zur Unterwürfigkeit unter die Macht Moskaus zerbrochen worden. 1947 bis 1950 war er in der Sowjetzone, dann kam er in die Bundesrepublik. Unlängst beklagte er das Fehlen einer geschlossenen systematischen Darstellung des Dialektischen und Historischen Materialismus. Ein Hamburger Marxist hielt ihm dazu entgegen: "Eben weil wir doch Dialektiker, d. h. dialektische Materialisten sind, wissen wir, daß das, was für den historischen Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie gestern richtig war, heute falsch sein kann, eben, weil wir wissen, daß auch das historische Geschehen der Gegenwart ewig im Fluß ist und nur so gesehen richtig verstanden werden kann . Und so gesehen müssen auch die angeblichen "Wandlungen" und "Wendungen" der KPdSU und aller anderen marxistischen Parteien der Welt verstanden werden, die nicht nur geschahen und geschehen, um gegebenen Falles Irrtümer zu korrigieren (auch Lenin bekannte, daß die Kommunisten nicht gegen Irrtümer gefeit seien), sondern um die Kampftaktik und Strategie des russischen und des Weltproletariats entsprechend der sich im Fluß des historischen Geschehens geänderten Weltlage zu ändern und zu wandeln."

Mit dürren Worten wird hier gesagt: Nicht die Wahrheitsfrage, sondern "Kampftaktik und Strategie des russischen und des Weltproletariats" (also vordergründiges Handeln der Macht!) bestimmen die "angeblichen "Wandlungen" und "Wendungen" der KPdSU". Deshalb war Lenin, der Revolutionär und Lehrer der Revolutionäre, einer Systematisierung der marxistischen Lehre feind. Denn "System" heißt: Anerkenntnis eines Sinnganzen, dessen Norm außerhalb seiner selbst liegt, heißt Anerkenntnis der Einen — wenn auch vielleicht von den einzelnen Denkern oder Tätern nie voll erreichbaren — Wahrheit als kritischer Norm. — Leo Kofler, der "Westler", antwortete:

"Die Warnung vor der Dogmatisierung der Erkenntnis zum endgültig geschlossenen System hat ihren guten Grund: einen positiven und einen negativen. Der positive meint das Offenbleiben für das schöpferische Fortführen der Erkenntnis;" (doch spricht der Kritiker Koflers denn überhaupt von "Erkenntnis"!? Spricht er nicht nur von "Kampf"!?) "der negative Grund wurzelt im irrationalistisch und relativistisch gewandelten bürgerlichen Bewußtsein. Indem hier vor dem "System" gewarnt wird, wird in Wahrheit vor dem "rationalistischen Irrglauben" an die Möglichkeit einer objektiven Wahrheitserkenntnis gewarnt."

Ein Denken, das, auf die Kraft der Ratio vertrauend, zuvörderst auf Erkenntnis gerichtet ist! Wo steht geschrieben, daß ihm die nachfolgende Tat

versagt bleiben müßte? -

Wird sich nun einmal an der Wahrheitsfrage nicht nur das geistige, sondern auch das politische Schicksal des Marxismus entscheiden?

# Sainte-Beuves Begegnung mit dem deutschen Geist

Sainte-Beuve, einer der Klassiker der französischen Literaturkritik und der weltliterarischen Kritik überhaupt, überwachte mit scharfem Blick nicht nur die Literatur seines Landes, sondern den ganzen europäischen Horizont. In dieser geistigen Wachheit wandte er sich auch Deutschland und der deutschen Literatur zu. Die ersten Berührungspunkte werden durch die Stichwörter "Globe" und Goethe angedeutet. Im Jahre 1824 wurde in Paris die Zeitschrift "Globe" gegründet, die, wie schon ihr Name verrät, sich in den Dienst des friedlichen Gespräches zwischen den zivilisierten Nationen stellte und deren Programm weitgehend mit Goethes Konzeption der Weltliteratur übereinstimmte; es ist daher naheliegend, daß Goethe ein begeisterter Leser der französischen Zeitschrift war. "Diese Männer", sagte er, "sind ganz auf dem Wege, eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zu bewirken, indem sie eine Sprache bilden, die durchaus geeignet ist, den Ideenverkehr zwischen beiden Nationen zu erleichtern." Und Eckermann fährt fort: "Auch hat der Globe für Goethe dadurch noch ein besonderes Interesse, daß die neuesten Produkte der schönen Literatur Frankreichs darin besprochen und die Freiheiten der romantischen Schule, oder vielmehr die Befreiung von den Fesseln nichtssagender Regeln, darin oft sehr lebhaft verteidigt werden."

In dieser von Goethe gerühmten Zeitschrift schrieb der junge Sainte-Beuve zu Beginn des Jahres 1827 zwei Beiträge über Victor Hugos Gedichte. Diese Artikel wurden, wie Sainte-Beuve später selber bestätigte, von Goethe gelesen, ohne daß er jedoch den Verfasser kannte. Half Sainte-Beuve mit seinen Artikeln, Goethes Urteil über Victor Hugo prägen, so erfuhr er seinerseits durch den deutschen Dichter tiefgehende Beeinflussungen. Die besonders fruchtbare Periode von 1827 bis 1830 zeigt Sainte-Beuve immer deutlicher in den Spuren der Romantik. Typisch dafür ist seine Gedichtsammlung "Consolations", die er 1830 herausgibt. Im Jahre zuvor hatte er den ersten Schritt in die Romantik getan mit seinem Werk "La Vie et les Poésies de Joseph Delorme", das sich in die Reihe der "Delphine", "Adolphe" und "René" fügt, die alle zur Familie der Wertheriaden gehören. Diese Nachwehen des - europäisch gesehen: praeromantischen - deutschen "Sturm und Drang", die Frankreich mit der Verspätung von mindestens einer Generation ergriffen, wirkten in Sainte-Beuve bis 1834 fort, als er dasselbe Thema im Roman "Volupté" nochmals aufnahm.

Doch nicht genug, daß Goethes ferne Einflüsse sich im Werke Sainte-Beuves spiegelten. Der junge Franzose gehörte zur Gruppe jener Romantiker, die eine gemeinsame Huldigungsadresse an Goethe sandten. Anlaß dazu bot der Bildhauer David d'Angers, der sich 1828 als begeisterter Goetheanhänger nach Weimar begeben hatte, eine Büste des verehrten Meisters zu verfertigen,

und der Goethe nun eine Sammlung von Porträts von siebenundfünfzig berühmten Personen, in Gips abgegossene Basreliefs, zusandte. Eckermann berichtet am 7. und 14. März 1830 über die Ankunft der Kiste, in der auch Bücher verpackt waren: "Ich sah Werke von Sainte-Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin und anderen... Man sah es Goethe an, daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichst beglückte." Wenn sich Goethe auch nicht im Einzelnen über die Werke Sainte-Beuves äußerte, so hat er sie unzweifelhaft mit der ihm eigenen Sorg-

Stand Sainte-Beuve als Empfangender und Gebender in Kontakt mit dem größten deutschen Dichter, so stellt sich die Frage, wie groß seine Kenntnis Deutschlands damals überhaupt war. Wir müssen annehmen, daß sie gering war. Im Oktober 1829 hatte er eine Rheinfahrt unternommen und dabei Köln, Worms und Frankfurt gesehen. Diese Begegnungen scheinen — dem Echo in den Gedichten "Consolations" zufolge — nicht sonderlich beeindruckend gewesen zu sein. In Worms hält ihn nur der Gedanke an eine junge Cousine zurück, und in Frankfurt beklagt er das Verschwinden der alten Schönheit, die durch moderne Bauten zerstört werde. Von einem Besuch des Goethehauses vernehmen wir nichts.

Seinen Ahnungen folgend, hat er eine besondere Affinität zu der in Deutschland und England verbreiteten dörflichen Poesie, die er in Frankreich heimisch machen möchte, wobei er "Hermann und Dorothea" für das Idealwerk hält. In seinen eigenen Bemühungen um die pastorale Idylle hielt er sich allerdings mehr an die Epigonen der Goethezeit. Wohl griff er in seinen Paraphrasen und freien Übersetzungen auch auf den unerschöpflichen Werther und auf einige Gedichte Schillers zurück; daneben aber wandte er sich an Uhland, Justinus Kerner, A. W. Schlegel und Rückert, auch Hadlaub imitierte er. Seine Kenntnis der deutschen Literatur bleibt jedoch an der Oberfläche. Die in seinen Arbeiten genannten Namen deutscher Dichter und Philosophen erscheinen meist als fertige Formeln, die einer konventionellen Ansicht entspringen, und gehen über das Unverbindliche nicht hinaus. Zu Klopstock bemerkt er beispielsweise, "daß das Genie eine schöne Sache sei". Ahnliche Allgemeinheiten hören wir auch in bezug auf Schiller, Albrecht von Haller, Hegel, Fichte, Kant, F. H. Jacobi, Lessing. Die Namen der Brüder Schlegel und Clemens Brentanos werden genannt und die deutsche Romantik als eine katholische Schule in München begriffen. Einen längeren Artikel widmet er in den "Premiers Lundis" dem in Frankreich populären E. T. A. Hoffmann. Daß Sainte-Beuve trotz der geringen Kenntnisse der deutschen Verhältnisse den Spürsinn für geistesgeschichtliche Umwälzungen hatte, geht daraus hervor, daß er die Entstehung des Jungen Deutschland erkannte und dessen Vertretern Boerne und Heine je ein ausführliches Feuilleton widmete. Das Fehlen eines innigeren Verständnisses für die deutsche Geisteswelt liegt wohl in dem zu großen Wesensunterschied zwischen den beiden Kulturen, in den andersgearteten Perspektiven und Auffassungen.

Dennoch bemüht sich Sainte-Beuve immer wieder und besonders in seinen letzten Lebensjahren um die Erweiterung seiner Deutschland-Kenntnisse. Er lobt die deutschen Philosophen, weist auf Hegel, Goerres und Schelling hin. Besonders bemüht er sich um D. F. Strauss, den er durch Renans Vermittlung liest und für dessen Schriften er sich einsetzt. Ebenso energisch wendet er sich gegen jene unwissenden Kritiker, die Deutschland in Bausch und Bogen verwerfen, ohne seine Leistungen, geschweige denn die deutsche Sprache zu kennen. Wegen dieser Einstellung zu Deutschland wird er häufig angefeindet, er schlägt zurück und verurteilt die französische Selbstüberheblichkeit. In die Anerkennung der deutschen geistigen Leistungen mischt sich die Erkenntnis einer möglichen Gefahr. Ein auf sich selbst beschränktes Frankreich droht von Deutschland geistig und politisch überflügelt zu werden. Sainte-Beuve steht mit seiner Warnung nicht allein; einsichtige Franzosen stimmen ihm bei. Die Katastrophe von 1871 sollte die Berechtigung seiner Befürchtungen erweisen.

Der Mittelpunkt von Sainte-Beuves Begegnung mit Deutschland bleibt iedoch Goethe, den er "la patrie allemande" nannte. Sein Goethe-Bild wandelte sich im Laufe der Jahre. Von seiner Persönlichkeit angezogen und gleichzeitig durch die kühle Überlegenheit des Olympiers gereizt, nannte er ihn 1835 den "Talleyrand der Kunst". Er milderte dieses zu strenge Urteil jedoch gleich wieder. Anläßlich der französischen Übertragung des "Briefwechsels mit einem Kinde" widmete er eine Causerie dem Thema "De l'esprit de Goethe". Er begreift, wie viele andere Franzosen, Goethe als einen Nachfolger Rousseaus. Vor allem rühmt er dem Dichter seine Begabung nach, alles, mit dem er sich beschäftigt, gleichzeitig in der Realität und im Ideal zu sehen. Besonders lobenswert scheint ihm auch die immerwährende Neugier nach den Menschen und Dingen und die Fähigkeit, aus allem Poesie zu ziehen. Fühlte sich Sainte-Beuve durch diese tiefe Neugier mit dem Weimarer verwandt, so wurde ihm Goethe in zunehmendem Maße zur kritischen Autorität. Bei der Eröffnungsvorlesung an der Ecole Normale am 12. April 1858 sagte er: "Als Kritiker sei es mir gestattet, mich auf das Beispiel des größten Kritikers zu berufen, auf das Beispiel Goethes nämlich, von dem man sagen kann, daß er nicht nur die Tradition ist, sondern die Vereinigung aller Traditionen ... "

#### BLENDUNG DES LYKURG

Die Traube reifte früh in sommerlicher Glut — doch Gift lag in dem Säftestrom verborgen, im Wein, den Bacchus mir mit Hinterlist kredenzt. Aus Haß und Rache traf die Blendung mich: Die Sonne sank, mit ihr die Farben, das Spiel der Wellen und der Blick aufs Meer...

Des Lebens Ungrund füllt mich nun mit Angsten, ins Traumbild selbst drang graue Nebelwand. Da hörte ich das Lied der Hirtenflöte vom Hauch getragen durch den Ather im späten Herbst, wo nur die Aster blüht. Ein scheues Glück erwacht in meinem Herzen.

Erich Lotz

## Pietro Aretino - Ruhm und Nachruhm

Das alte Arretium wurde zur Heimat des zum Begriff gewordenen Schützers der Künste, Maecenas. Unterstellen wir seiner Idee den Grundgedanken der Förderung und Wahrung schöpferischer Kräfte, und damit in weiterem Sinne auch das Andenken einer Gemeinde, einer Stadt an die in ihr geborenen bedeutenden Söhne, so ergibt sich jene Groteske, daß die Heimatstadt dieser Idee den Mann vergaß, der einst ihren Namen in aller Welt bekannt gemacht hat. Arezzo hat in Namen von Straßen und Plätzen, in Denkmälern die Erinnerung an seine berühmtesten Vorfahren wachgehalten, an den Biographen Vasari, an den Dichter Petrarca, an den Benediktinermönch Guido, der die Notenlinien in der Musik einführte. Pietro Aretino ist kein äußeres Zeichen im Bild seiner Vaterstadt gesetzt.

Der Aretiner wurde 1492 dort geboren. Vor vierhundert Jahren, am

21. Oktober 1556, ist er gestorben.

Zu seinen Lebzeiten war er der einflußreichste Schriftsteller seiner Generation. Seine Schriften waren eine Macht für Fürsten und Päpste, für Franz I., König von Frankreich, und Karl V., Kaiser von Spanien. Seine Urteile über die zeitgenössischen Bildhauer und Maler, von denen er mit Tizian und Sansovini eng befreundet war, konnten Erfolge beeinflussen, seine Kritiken konnten den Schriftstellern nützen und schaden. Schon in jungen Jahren erhielt er den Beinamen "il divo". So glänzend aber sein Name zu Lebzeiten war, so gleichbedeutend mit Ehrlosigkeit und Verworfenheit wurde er nach seinem Tode.

In der Geschichte sind Beispiele für unterschiedliche Beurteilung einzelner Persönlichkeiten immer wieder zu finden. Einheitlichkeit zeichnet ihre politische, wissenschaftliche oder künstlerische Bewertung nicht aus. Dazu sind die Abhängigkeiten zu verschiedenartig verstrickt. Das menschliche Bild wandelt sich schon mit jeder Generation, und die Emphase der Väter bedeutet den Söhnen meist nichts mehr. So springt man vom Gegenteil zum Gegenteil. Die neue Ansicht wird scheinbar immer zur fortschrittlichsten, selbst wenn sie im Epigonalen kaum zu überbieten ist. So neu sich auch alles gebärdet, in der Grundkomponente unterliegt es einem durch die Jahrtausende unveränderten Menschenbild. In dessen Abhängigkeit stehen selbst kühnst erscheinende Wandlungen. Sie führen stets in ein System klein-menschlicher Ordnung zurück. Es rächt sich grausam, nicht allein in politischer Denkart, in ketzerischer Philosophie, auch in freiester Dichtung, die Moral dieses ewigen Klein-"Adeltums" erschüttern zu wollen. Ein eiserner Vorhang legt sich vor alles — und das ist erstaunlich — vor all das, was jede Generation zu entschleiern sucht.

Verharren wir hier zunächst im literarischen Spielraum, so sollte dem Kundigen das Auf und Nieder, das Vergöttern und bald schon erfolgende Absprechen jeden Wertes — und sei es auch nur mit der billigen Absage: Er hat unserer Zeit nichts mehr zu sagen —, ein Menetekel bedeuten. Die Frage nach

einer aus dem Zeitbedingten erfolgten Wirkung wird selten gestellt. Man macht es sich einfacher, rüttelt am künstlerischen Vermögen eines Dichters und spricht von einer als Verwirrung der Gefühle erscheinenden Überschätzung. Den eigentlichen, den historischen Maßstab, setzt man nur selten an, den Maßstab, der uns den Aufbau erkennen ließe, den Fortgang bis zum heutigen Lebensgefühl und die Erkenntnis, wie wesentlich gerade aus dem ewig aufbauend und einstürzend Gewachsenen sich alles entwickelt hat. Schon dreißig Jahre nach seinem Tode erscheint heute beispielsweise vielen ein Dichter wie Rilke als überschätzt gestempelt. Es mag ein vitales Gesetz sein, Lehrmeister nicht anzuerkennen; besser gesagt, einen Lehrmeister nur nach seiner Wirkung im veränderten Zeitgefühl zu klassifizieren.

Doch dieses Beispiel ist noch recht harmlos, wenn man stattdessen einem so starken Extremisten wie Aretino auf den Geist schauen will. Hier erweitert sich unsere Feststellung durch die härtere Diskrepanz in der Wertung zur Einsicht der trefflichen Bemerkung seines Biographen Arturo Graf, daß "die Menschen zu allen Zeiten anscheinend ihre grandiosen Heiligen und ihre ruchlosen Verbrecher haben" müssen. Fehlt es an Stoff, dann werden Legenden erfunden, die dieses Verlangen befriedigen.

Unzählige Lügen wurden über Aretino verbreitet. Bücher, die nachweisbar andre geschrieben hatten, wurden ihm zugesprochen und Briefe gefälscht. Schon zu seinen Lebzeiten begannen diese Verleumdungen: "Ich bin ein wahrhaftiger Mensch und schreibe, was ich für recht halte. Es ist eine starke Frechheit, unter meinem Namen Albernheiten in die Welt zu schicken, die hundeschnäuzig anständige Menschen verleumden möchten."

Auch seine Lebensumstände wurden in niederträchtigster Weise entstellt. Seine Mutter sei eine Dirne gewesen, seine Schwestern hätten in einem Bordell in Arezzo gehaust. Ein heimatloser Geselle ohne Bindung sei er gewesen. Dagegen mag man ihn selber hören: "Wenn ein Mann von einigem Verdienst sich von allen Sorgen befreien und eine volle innere Zufriedenheit genießen will, so kehre er alle zehn Jahre einmal in seiner lieben Vaterstadt ein. Gewiß wird er in den kurzen vierzehn Tagen, die er da zubringt, die Seligkeit genießen, deren sich die Engel erfreuen, wenn sie in den Himmel zurückkehren. Sogar die Straßen, die er nach so langer Zeit wieder sieht, werden ihm Vergnügen machen, und auch der letzte Mitbürger wird ihm lieb sein. Und teurer ist ihm der Rauch aus dem Kamin des einstigen väterlichen Hauses als alle Weihrauchwolken der bewundernden Mitwelt."

Auch die Umstände seines Todes wurden in einer ihn verunglimpfenden Legende erzählt. Er habe bei einem Lustmahl über den zotigen Witz einer Hure so lachen müssen, daß er vom Stuhle gefallen sei und sich den Hals gebrochen habe. Er sei nicht sofort gestorben, die letzte Ölung habe er noch erhalten und dann gelästert: "Schützt mich vor den Mäusen, nun wo ich eingeschmiert bin". Gegen solche Verleumdung zählte es nicht, daß Aretinos Ptarrer urkundlich festlegte, Pietro habe gebeichtet und kommuniziert, sei dann aus dem Armstuhl gefallen und eines plötzlichen Todes gestorben.

Aus dem bunten Bild seiner Lebensgeschichte sei hier ein kurzer Abriß gegeben. Etwa 24jährig kam er nach Rom. Er fand Aufnahme im Hause des damals mächtigsten Bankiers Chigi, von dem man sagte: "Im Anhäufen von

Gold ist er ein Kaufmann, im Spenden ein König". Dieser Chigi war ein Förderer vieler Literaten und Künstler. Mit Raffael, der für ihn die bekannte Chigi-Kapelle ausmalte, war er befreundet. Auch der damalige Papst Leo X verkehrte in seinem Hofstaat. Dort lernte er Aretino kennen und übernahm ihn an den päpstlichen Hof. Der kunstliebende Papst schätzte sein Urteil, das bald so gefürchtet war, daß es allgemein hieß: "Gott schütze uns vor seiner Zunge".

In dieser Zeit begann Aretinos Tätigkeit als Pasquinos Kanzler. Man hatte im Jahre 1501 einen antiken Torso in Rom aufgestellt, und da es gebräuchlich wurde, an diesem Spottverse, die sich auf ein Geschehnis bezogen, oder die sich mit einer politischen Person auseinandersetzten, anzuschlagen, hatte man diesem Torso den Namen eines gewissen Pasquino gegeben, dessen Lästerzunge bekannt war.

Hier schrieb Aretino Verse und Briefe, mit denen er satirisch Schwächen des päpstlichen Regiments angriff, und mit denen er es verstand, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Als Leo X starb und die Konklave zusammentrat, warb er hier für die Wahl des Kardinals Giulio di Medici, des späteren Papstes Clemens VII Er schrieb seine "Stechenden Priestersonette".

Lange dauerte es bis zur Entscheidung der Papstwahl. Die Gegensätze waren zu schroff, so daß man sich schließlich zu einem neutraleren Papst, als Giulio di Medici es war, entschloß. Der zum Kardinal emporgekommene Utrechter Zimmermannssohn Adryan Florisse wurde gewählt. Als Papst Hadrian VI zog er in Rom ein. Aretinos Spott blieb nicht aus, man las am Pasquino böse Verse auf den "flämischen Schulmeister". Er trieb es so weit, daß er aus Rom flüchten mußte, um der Rache Hadrians zu entgehen. Durch Vermittlung des Kardinals Medici kam er nach Mantua an den Hof des Markgrafen Frederigo. Der Pasquino schwieg kurze Zeit, bis Aretino für seine Schmähverse neue Wege dorthin fand. Hadrian verlangte nun seine Auslieferung, und so begab Aretino sich in das Feldlager des Führers der "Schwarzen Banden", Giovanni di Medici, eines Vetters des Kardinals. Eine Freundschaft, die bis zum Tode des Feldherrn dauerte, spann sich an. Er nannte Aretino "Die Geißel der Fürsten", weil er Priester, Herren und Fürsten in Wort und Schrift bekämpfte.

Als Hadrian VI schon nach wenigen Jahren starb, kehrte Aretino 1524 nach Rom zurück. Die ungeheure Macht seiner Pasquinaden erkennt man daran, daß es gelungen war, gegen den verstorbenen Papst die öffentliche Meinung so aufzubringen, daß diesen untadeligen Mann nur Spott und Hohn ins Grab begleitete. Sein Arzt, der ihn nicht heilen konnte, wird als Retter des Vaterlandes bezeichnet. Die publizistische Arbeit Aretinos hatte gewirkt, und nicht zu Unrecht, nennt man ihn heute oft den "Stammvater des Journalismus".

Auch mit Giulio di Medici, Papst Clemens VII, kam es zum Bruch. Zwar hatte Aretino für ihn mit seinem Pasquino gekämpft, doch war er zu heißblütig, sich nicht wieder neue Feinde zu schaffen. Der Kardinal Giberti am päpstlichen Hofe hatte die unzüchtigen Blätter eines Kupferstechers beschlagnahmen lassen und verlangt, den wackeren Künstler kreuzigen zu lassen. Aretino setzte sich beim Papst für seine Freilassung ein, und um Giberti noch mehr zu reizen, schrieb er zu den verbotenen Blättern, die in sechzehn Darstellungen verschiedene Arten des Liebesgenusses zeigten, unzüchtige Sonette.

Wieder mußte er flüchten. Seine Spottverse schickte er aus seinem Zufluchtsort, dem Feldlager Giovannis an den Pasquino. Franz I von Frankreich, der gerade einen Sieg gegen die Kaiserlichen errungen hatte, lernte er kennen. Aretino spottete im Pasquino, "ein kaiserliches Heer sei in den Alpen abhanden gekommen, und der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen Belohnung abzuholen". Er beeinflußte Clemens VII, der zwischen Spanien und Frankreich geschwankt hatte, ein Bündnis mit Franz abzuschließen. Der König wurde von dieser Zeit an Aretinos mächtigster Beschützer. So kam er wieder nach Rom zurück. Als kurz darauf Franz I bei Pavia geschlagen wurde, begann Pasquino auch ihn zu verspotten und mit ihm den Kardinal Giberti, der am päpstlichen Hof Bündnistreue zu Franz I verlangte. Aus Zorn zettelte der Kardinal einen Mordanschlag gegen Aretino an, der schwer verwundet aus Rom wieder flüchten mußte. Noch einmal kehrt er zurück, aber Clemens VII kann ihn nicht mehr halten. Man mag den Gesinnungsumfall Aretinos mißverstehen, wenn man nicht erkennt, daß seine Parteinahme immer dem Wohl des einfachen Volkes galt. Sein Opportunismus in der Politik suchte stets die Verbindung, die jeweils zu dessen Schutz am zweckmäßigsten war. Zudem wußte er, was man auf den Straßen redete, was man verlangte, und danach beeinflußte er den Papst. Clemens VII klagte später, als er von den Kaiserlichen in der Engelsburg gefangen gesetzt war: "Wäre Pietro Aretino bei uns gewesen, so säßen wir jetzt nicht hier, schlimmer als Gefangene, denn er hätte uns freimütig gesagt, was alles man in Rom sagt."

Inzwischen war Aretino wieder ins Feldlager seines Freundes Giovanni di Medici gegangen und blieb dort bis zu dessen Tode nach schwerer Verwundung.

1527 schreibt er an den Dogen Andreas Gritti in Venedig und erbittet Asyl. Er wird aufgenommen, und begeistert schreibt er: "Überall wärmt die Sonne, überall strahlen die Sterne, überall schimmert der Mond. Und dort ist das wahre Vaterland, wo man wahrhaft aufgenommen wird". In Venedig führt er ein großartiges Haus. Er ist mildtätig gegen alle Armen und Unterdrückten. Jeder kommt zu ihm gelaufen, der irgendwie Schwierigkeiten hat. Auch die Diplomaten befragen ihn, König und Kaiser senden ihre Gesandten, um seinen Rat zu hören: "So viele Herren stören mich ständig mit ihren Besuchen, daß meine Treppe durch den häufigen Tritt ihrer Füße abgenutzt wird wie das Pflaster des Kapitols durch die Räder der Triumphwagen. Nie glaube ich, sah Rom eine solche Mischung von Nationalitäten, als diejenige, die in mein Haus kommt. . . Ich scheine das Orakel der Welt geworden zu sein. Jeder kommt, mir zu erzählen, welch Unrecht ihm von diesem Fürsten, von jenem Prälaten widerfahren ist, so bin ich der Sekretär der ganzen Welt."

Auch Karl V, der Kaiser, verlangt, ihn zu sehen und bittet ihn, nach Verona zu kommen. Mit großen Ehren wird er empfangen. Aber das Angebot des Kaisers, mit nach Spanien zu kommen, lehnt er ab. Äußere Ehren galten Aretino nie viel. Als man ihm ankündigte, daß er nach "kaiserlichem Privileg" zum Ritter gemacht worden sei, schreibt er zurück: "Man schenke solche Würden den Zierbengeln, die danach gieren". Er wollte keinen Titel, Geld war ihm willkommener.

Wofür er das Geld brauchte, das er sich zweifellos auch häufig durch erpresserische Briefe erwarb, ist die Frage. Ansammeln von Reichtümern war nicht der Grund. Meist hatte er nichts, da er alles verschenkte. Ruhmsucht plagte ihn auch nicht. Uns scheint, als sei seine treibende Kraft der Wunsch des Helfens gewesen. Wie dieser analysiert werden muß, sei dahingestellt. Lag er vielleicht nur an einer Sucht, dem eigenen Herkommen aus erbärmlichen Verhältnissen einen Ausgleich zu geben, oder war ein angeborenes Mitgefühl mit den Unterdrückten seines ursprünglichen Standes? Wenn Pasquino sprach, so war es die Meinung des Volkes, aus der er seinem Herrn, Clemens VII, die besten Ratschläge geben zu können glaubte. Es scheint, als hätten all seine politischen Intrigen im letzten doch immer nur der Adresse seines Volkes gedient. Bezeichnend mag schließlich sein Einsatz für seine Vaterstadt Arezzo sein. Als kaiserliche Truppen die Stadt bedrohten, schrieb er an ihren Feldherrn: "Nicht ein Schatz, nicht ein Staat wäre mir so wert wie das Heil meiner Heimat". Man antwortete: "Arezzo muß schon deshalb geachtet werden, weil es die Vaterstadt eines Mannes wie Pietro ist." Die Stadt blieb verschont.

Nehmen wir hier unseren Vorwurf für die Entstellungen, die das Leben und Werk dieses Mannes erfuhr mit einer literaturgeschichtlichen Erwähnung — sie sei ein Beispiel für viele gleichlaufende — wieder auf:

"Seine Schriften sind wie ein Grab nahezu vergessen, sein Name gebrandmarkt; die Literaturgeschichte erwähnt seiner, doch wo es geschieht, da ist das Urteil über ihn ein streng verwerfendes."

Wie läßt eine solche Absage sich für einen Mann verstehen, der zu Lebzeiten den Beinamen des "Göttlichen" führte — für einen Mann, dessen Einfluß so vielseitig war. Besser gesagt: Womit ist der Stachel gelöckt, der ihm so viele tödliche Stiche gab? Es kann schließlich nicht daran liegen, daß manchen seiner Schilderungen frecheste Pornographie innewohnt, ein Faktum, das in der Literatur seiner Zeit nichts Außergewöhnliches war.

Der Vorwurf, den man ihm hauptsächlich macht, daß er in erpresserischer Absicht zahlreiche Briefe verfaßte, stellt auch in seiner Zeit keine Ausnahme dar.

Das Wesentliche scheint uns, für wen er es tat. Durch seine Parteinahme für die Unterdrückten, die nicht Gesalbten, nicht Maßgeblichen ist er dem Los der Verfemung verfallen. Es war wohl zu keiner Zeit klug, dieser Partei zu dienen, hilft sie doch schließlich immer selbst mit, die eigenen Helfer totzuschlagen. Wenn man auch diesen Aspekt nicht in letzter Konsequenz bejahen und für Aretino ausschließlich annehmen will, so schließt er, selbst nur in Frage gestellt, den Kreis zum eingangs Gesagten vom unveränderten Menschenbild, in dessen Abhängigkeit selbst kühnst erscheinende Wandlungen stehen. Darum auch wurden Nebenerscheinungen seines Wirkens, die man ähnlich anderen Schriftstellern seiner Zeit auch vorwerfen könnte, bei jenen übersehen, bei ihm als Hauptthema seiner Arbeit überliefert. Jede politisch wirksame Literatur findet zudem Ablehnung oder Rechtfertigung nach der Generalmeinung gerade der Zeit, in der die Betrachtung erfolgt. Je größer die Unabhängigkeit eines Schriftstellers war, umso unzuverlässiger schwankt seine Einschätzung als il divo oder als Teufel.

Im Literarischen aber sei uns das Werk Aretinos wichtig, da wir in ihm, wie Francesco de Sanctis sagt: "eine der drei Formen des damaligen italienischen Wesens verkörpert sehen". Dieser alte Geschichtsschreiber erkennt in

Ariost die "imaginazione", in Machiavelli den "inteletto adulto" und in Aretino die "dissoluzione morale". Auch dies stellt Aretino wieder zu seiner Partei des gemeinen Volkes. Von dorther ist sein Haß zu verstehen gegen die "Pedanterie" der italienischen Grammatiker und Latinisten: "Ich mache mich nie zum Sklaven der Pedanten. Man sieht mich nie den Spuren Petrarcas oder Boccacios folgen, mir genügt mein eigener, unabhängiger Geist. Ich lasse andre von Reinheit des Stils, Tiefe der Gedanken reden. Ich komme vorwärts ohne Lehrer, ohne Andeutung, ohne Führer, ohne Leuchte, und der Schweiß meiner Tintenfässer bringt mir Glück und Ruhm." Ein ander Mal spricht er in einem Traum von Vögeln, die alles nachplappern: "Die Lehrer der besagten Vögel waren einige schäbige Professoren mit Toga und Bart, welche die Aufgabe hatten, ihnen eine gezierte Sprechweise beizubringen. Ach, was hätte es Euch einen Spaß gemacht, hier einen Häher zu hören, wie er artikulierte: unquanco, uopo, scaltro, snello, sovente, quinci, quindi und restio. Ihr hättet Euch vor Lachen gekrümmt, wenn Ihr den Apoll gesehen hättet, wie er rot vor Zorn einen dieser Tölpel aufs Pferd setzen ließ, weil er nicht im Stande war, einer Nachtigall das Wort Gnaffe beizubringen, und wie er ihm deshalb den Resonanzboden seiner Leier auf dem Hintern zerbrach . . . " Aretino war reiner Naturalist, er schuf seine eigene Sprache, die dem "uso vivente" - dem Volksmund entsprach.

So also kommt er in seinen Schriften dem Bedürfnis des Tages entgegen. Und dieser Tag tötete ihn wie manchen Schriftsteller neuerer Zeit. Unsere Ansprüche sind immer wieder akademisch geleitet. Alle Modernität entgleitet auf diese Ebene. Sonst müßte uns im historischen Sinne Aretino modern erscheinen, da er als Vorläufer der großartigsten Errungenschaften späterer Jahrhunderte, zu denen die Konstituierung des Rechts der Person und der Meinungsäußerung zählt, genannt werden kann. — Ein für den Nachruhm gefährlicher Ruhm.

Es gibt bei den Gebildeten ein gewisses Versagen und Generalisieren vor dem Naturgewächs "Kitsch". Mit dem bloßen Absprechen und Belächeln ist es nicht getan. Im Lebensganzen will er ernstgenommen und nach seinem Woher gefragt werden. Das wirkliche Problem fängt erst da an, wo die kategoriale Abfertigung aufhört. Es wissen zum Beispiel Literaten meistens, was Kitsch ist, und sie vermeiden ihn. Aber tun es die Dichter, tun es die Musiker auch? Wissen sie auch so bestimmt die Grenze? Nicht immer! Es sind oft ihre rührendsten Stellen, da sie uns in dieser Beziehung in Verwirrung setzen. Stellen des Durchbruchs! Stellen der wiedergeborenen Naivität! Stellen eines herrlichen Ineinanders von Empfängnissen aus erster und zweiter Natur. Dann weiß sich alle Geschmacksgerechtigkeit vor soviel unbekümmerter Lebensgerechtigkeit nicht zu helfen. Nur wer in seinem Unterbewußtsein ohne Kitsch ist, der werfe den ersten Stein.

Wilhelm Worringer: Fragen und Gegenfragen. (16 Aufsätze zum Kunstproblem, 1919–1954 erschienen, 1956 mit einem Vorwort von Erich Fidder und einer Bibliographie von Wulf Schadendorf herausgegeben in der Einführungsreihe des Münchner Verlages Piper & Co. 192 S. DM 6,80).

# Der Altmeister der englischen Historiker

G. M. Trevelyan

Vor einigen Monaten beging der Altmeister der englischen Historiker, George Macaulay Trevelyan, seinen 80. Geburtstag. Die Huldigungen für den Nestor der klassischen Philologie, Gilbert Murray, waren kaum verklungen, und abermals galt es, einen großen Gelehrten zu ehren, dessen Leben und Wirken die Brücke schlägt zum so unfaßlich fern entrückten viktorianischen Zeitalter. Dies geschah auf ebenso warmherzige wie eindrucksvolle Weise. Erwähnt sei vor allem die Festschrift "Studien zur Sozialgeschichte", die ihm von acht Fachkollegen und ehemaligen Schülern gewidmet wurde. Und zur dauernden Ehrung seines Namens ist die Schaffung von Trevelyan-Vorlesungen geplant, die alljährlich von einem hervorragenden Gelehrten des In- oder Auslandes gehalten werden sollen. Zweifelsohne hat man auch außerhalb Englands in diesen Tagen des greisen Meisters gedacht. Die abgeklärte Weisheit und mitfühlende Menschlichkeit, die aus jedem seiner zahlreichen Bücher spricht, hat ihn - abgesehen von allen anderen Vorzügen - zum meistgelesenen Historiker unserer Zeit gemacht. Auch in Deutschland ist Trevelyan kein Unbekannter, besonders nicht seitdem kurz nach Kriegsende seine "Kultur- und Sozialgeschichte Englands" in deutscher Übersetzung erschienen ist.

Das Merkwürdige ist nun, daß eine Persönlichkeit von derart allgemeinmenschlicher Anziehungskraft in ihrer Wesensart so ausgesprochen englisch ist. Das liegt vor allem an der Familientradition, in der Trevelyan wurzelt. Die Trevelyans sind ein altcornisches Adelsgeschlecht, das sich im Laufe der Zeit nach Nordhumberland verlagert hat. Aber über Jahrhunderte hin hat die Familienchronik dieser Landedelleute nichts Außergewöhnliches zu melden genau so wenig wie die der Bismarcks bis zum Ehebunde Ferdinands mit der hochbegabten Bürgertochter Wilhelmine Mencken. Das ändert sich grundlegend, als der Großvater unseres Historikers, Charles (später Sir Charles) Trevelyan, sich mit Hannah Macaulay verheiratete, - der Schwester des großen Parlamentariers und Geschichtsschreibers. Dieser Ehe ist zwar kein Titane wie Otto von Bismarck entsprungen, wohl aber hat sie eine erstaunliche Fülle von Begabungen zur Folge gehabt, - Politiker, Künstler, Schriftsteller und vor allem - Historiker. Mit anderen Worten, die Verbindung mit den großbürgerlichen und kulturell-tonangebenden Macaulays hat dazu geführt, daß sich die geistige Physiognomie und gesellschaftliche Stellung der Trevelyans entscheidend wandelte. Ohne ihre aristokratischen Traditionen aufzugeben, traten sie in die vorwiegend bürgerlich-liberale Geisteselite ein, die sich in frühviktorianischer Zeit zu konstituieren begann und noch heute dem englischen Geistesleben ihre Züge aufprägt. Wie andere wohlbekannte Familien, z. B. die Darwins, Huxleys, Wedgwoods, Haldanes und Stracheys, fungieren seitdem die Trevelyans als anerkannte Mitglieder der Geistesaristokratie Englands.

G. M. Trevelyan wurde am 16. Februar 1876 als Sohn des prominenten liberalen Staatsmannes und Historikers Sir George Otto Trevelyan geboren. Er hatte den Vorteil, in einem Elternhaus aufzuwachsen, in dem die Erörterung der großen politischen und intellektuellen Zeitprobleme zu den Selbstverständlichkeiten des Daseins gehörte. Kein Wunder, daß Trevelyan zwar eine Zeit lang mit dem Gedanken spielte, Dichter zu werden, aber nie — wie andere Kinder — vom Beruf des Soldaten oder des Lokomotivführers träumte. Nein, schon im frühen Knabenalter war ihm sein Lebensziel klipp und klar: wie Macaulay, der Großonkel, und wie der Vater wollte auch er Geschichtschreiber werden.

Die erste Etappe war die berühmte Public School von Harrow, wo damals übrigens noch ein anderer künftiger Historiker die Schulbank drückte — Winston Churchill. Dann ging der erst Siebzehnjährige zum Studium der Geschichte nach Cambridge, und zwar aufs Trinity College, auch darin einer von Macaulay begründeten Familientradition folgend. Die Namen seiner Lehrer — Maitland, Cunningham und Lord Acton — gehören zu den besten der englischen Geschichtsforschung. 1898 errang er eine Fellowship am College, was ungefähr der Habilitierung entspricht. Seine Habilitationsschrift, die im folgenden Jahr unter dem Buchtitel "England im Zeitalter Wycliffes" veröffentlicht wurde, war sofort ein großer Erfolg.

Und trotzdem finden wir vier Jahre später den jungen Historiker nicht mehr am Trinity College, sondern als Privatgelehrten in London. Indem er sich für die Freiheit des Schriftstellers entschied, schien er den Schlußstrich unter eine kaum begonnene glänzende akademische Laufbahn zu ziehen. Niemand konnte damals ahnen, daß er 25 Jahre später als Ordinarius der Neuen Geschichte nach Cambridge zurückkehren und knapp 40 Jahre später als Master oder Rektor in sein altes College einziehen würde. Gewiß, nur wer finanziell unabhängig ist, kann es sich leisten, eine Fellowship am Trinity College über Bord zu werfen. Aber noch etwas anderes und Wesentlicheres ist erforderlich, — Zielgewißheit, Charakterstärke und das Bewußtsein einer Lebensaufgabe, fast möchte ich sagen, einer Sendung, deren Erfüllung über alle anderen Erwägungen geht. Wenn wir die Beweggründe seines damaligen Handelns begreifen, dann verstehen wir den Kern seiner Einstellung und Leistung als Historiker überhaupt.

Einer allgemeinen Geistesrichtung gehorchend, waren um die Jahrhundertwende auch die Cambridger Historiker immer mehr in das Fahrwasser eines Wissenschaftsbetriebes geraten, der sich in Zielsetzung und Methode am Beispiel der Naturwissenschaften orientierte. Es herrschte die Tendenz, Quantität über Qualität, Materialanhäufung über Materialauswertung, analytische Spezialisierung über Synthese und Gesamtschau zu stellen. Literarische Formung wurde als "unwissenschaftlich" abgetan, stilistische Ungepflegtheit geradezu als Kriterium von Wissenschaftlichkeit angesehen. Nichts fürchtete man mehr als mit den großen literarischen Meistern — einem Carlyle und Macaulay — in einen Topf geworfen zu werden. Man wandte sich ja auch garnicht mehr an das weite Forum der Gebildeten, sondern — wie der Naturwissenschaftler — an den engen Kreis der in den Fachjargon eingeweihten Spezialisten. Es läßt sich unschwer begreifen, daß ein künstlerisch-begabter, junger Gelehrter wie Trevelyan, der von der erzieherischen Aufgabe des

Historikers tief durchdrungen war, in einer solchen Atmosphäre nicht wirken konnte und daher das Weite suchte. Die verpönten Meister Carlyle und Macaulay waren ihm unerreichte Vorbilder, und der letztere stand ihm besonders nahe als Begründer einer Familientradition, der er sich persönlich verpflichtet fühlte. Im Widerspruch gegen den damaligen Wissenschaftsbetrieb schrieb er nicht nur seine Bücher, sondern führte er auch die polemische Klinge, vor allem in dem umfangreichen Aufsatz "Klio, eine Muse", in dem er seine beiden Grundthesen erhärtete, - daß die Hauptaufgabe des Historikers in der Geschichtschreibung und nicht in der Kleinarbeit technischer Tatsachenerforschung besteht und daß Klio als Muse, d. h. als literarische Tätigkeit, an erzieherischem Rang und Wert nicht mit irgendeiner der Naturwissenschaften auf eine Stufe zu stellen ist. Diesem Standpunkt ist Trevelyan zeit seines Lebens treu geblieben. Dabei muß man bedenken, daß er die moderne Technik methodischer Quellenkritik und Materialsichtung bis in die Fingerspitzen beherrscht. Er repräsentiert also - streng genommen - die Synthese zwischen der literarischen Geschichtschreibung eines Macaulay und der Wissenschaftstechnik des Spezialisten. Wenn er trotzdem - anscheinend einseitig - für die Sache der literarischen Geschichtschreibung zu Felde zog, so lag das in der Logik der Situation: jemand mußte in die Bresche springen und das Fort gegen den Ansturm des Spezialistentums halten, bis die umkämpfte Sache sich als das erwies, was sie tatsächlich war, - die Sache der Zukunft.

Auf der Höhe akademischer Anerkennung hat Trevelyan rückblickend seine persönliche Leistung folgendermaßen umrissen: "Ich bin kein origineller Historiker, sondern von traditionellem Schlage. Das Beste, was man von mir sagen kann, ist, daß ich mich bemühte, eine Familientradition zu wahren und fortzuentwickeln, - eine Familientradition hinsichtlich des Verhältnisses der Geschichtschreibung zur Literatur, und zwar zu einer Zeit, da die allgemeine Strömung diametral entgegengesetzt verlief, nämlich in Richtung auf eine ausschließlich "wissenschaftlich" betriebene Geschichtsforschung, also zu einer Zeit, da meine altmodischen Vorstellungen und Arbeitsmethoden als Gegengewicht vielleicht einen gewissen Wert hatten." Die Bescheidenheit, mit der hier von einer gewaltigen Lebensarbeit gesprochen wird, ist charakteristisch für den Meschen Trevelyan. Wenn jemand das Verdienst in Anspruch nehmen kann, dem Überhandnehmen des historischen Spezialistentums gewehrt und der englischen Bildungswelt die schlimmsten Greuel einer ästhetisch ungenießbaren Fachliteratur erspart zu haben, so ist es in erster Linie Trevelyan. Denn die weitere Entwicklung hat dem unbeirrbaren Einzelgänger entschieden recht gegeben. Nicht nur daß er zum meistgelesenen Historiker wurde, dessen Bücher ganze Generationen von Schülern und Studenten in den Geist der englischen Geschichte einführten: auch unter den akademischen Historikern hat sich inzwischen seine Forderung der Geschichtschreibung als einer literarischen Betätigung durchgesetzt.

Aber dies ist nicht das einzige Verdienst, das der Lebensarbeit Trevelyans dauernde Bedeutung verleiht. Der andere wichtige Aspekt seines Wirkens liegt in dem Antrieb, den er dem Studium der Gesellschaftsgeschichte in England gegeben hat. Auf den ersten Blick mag das verwundern, denn die große Mehrzahl seiner Bücher ist der politischen Geschichte gewidmet, der politischen

Geschichte Italiens im Zeitalter Garibaldis und vor allem der politischen Geschichte Englands. Daß er als Geschichtschreiber seine Inspiration aus dem Liberalismus schöpfte, ist unverkennbar und wiederum in Familientradition begründet. Aber sein Liberalismus hat die parteipolitische Engherzigkeit eines Macaulay abgestreift. Als Aristokrat, der gleichzeitig dem Großbürgertum angehörte, - als Anhänger Gladstones, der in jüngeren Jahren aktiv am Londoner Arbeiter-Bildungsinstitut mitwirkte, als Stadtmensch, der einen guten Teil des Jahres auf dem Lande verbrachte und so mit den Menschen des Landes in Fühlung blieb, verfügte er über einen weiteren Radius sympathisierenden Verständnisses. Sein Held war das englische Volk in allen seinen Ständen und Schichten. Seit seiner Erstlingschrift über Wycliffe und den Bauernaufstand von 1381 hat ihn englische Sozialgeschichte immer fasziniert, aber erst vierzig Jahre später hat er die reife Frucht seines Bemühens in einem umfassenden Werk niedergelegt, der bereits genannten "Kultur- und Sozialgeschichte Englands". Als Bucherfolg stellt es einen Rekord dar. Hunderttausende haben es gekauft: die Zahl derer, die es gelesen haben, ist unabschätzbar. Kein anderes Werk hat so viel dazu getan, sozialgeschichtliches Interesse in weiteste Kreise zu tragen. Es ist in der Tat ein Meisterwerk. Wenn man sich vor Augen hält, wie spröde und in seiner Massenhaftigkeit schier überwältigend der Stoff ist, den der Sozialhistoriker zu verarbeiten hat, so kann man die literarische und wissenschaftliche Leistung Trevelyans garnicht hoch genug bewerten. Es ist natürlich leicht, an dem soziologischen Rüstzeug, dessen er sich bedient, herumzumäkeln. Aber vergessen wir nicht, daß Trevelyan es als erster unternahm, in einer großzügig-zusammenschauenden und doch ins einzelne gehenden Darstellung den gesellschaftlichen Strukturwandel Englands über sechs Jahrhunderte hin bis an die Schwelle der Gegenwart zu verfolgen! Und aufs ganze gesehen, ist ihm der große Wurf gelungen.

Früher oder später verfallen die Schöpfungen Klios dem Schicksal des Überholtwerdens. Das gilt auch von den Werken Trevelyans. Doch läßt sich voraussagen, daß einige seiner Bücher, wenn sie längst antiquiert sind, immer noch Leser und Bewunderer finden werden. Dazu rechne ich außer der "Kultur- und Sozialgeschichte" seine einbändige "Geschichte Englands", sein dreibändiges Werk "England unter Königin Anna", seine Garibaldi-Trilogie sowie die Biographie seines Vaters. Sie alle haben eine gute Chance, in den festen Bestand der historischen Literatur Englands einzugehen.

## Bodenhausen

"Man nimmt den Zeitgeist, das Gesicht der Zeit als etwas Gegebenes: aber nur in den Charakteren finden wir den wahren Gehalt der Zeit" - diese eindringlichen Worte stehen in den knapp gefaßten, jedoch umso treffenderen Aufzeichnungen Hugo von Hofmannsthals für einen geplanten Essay über Eberhard von Bodenhausen am Ende des Buches, das dessen Andenken gewidmet ist (Düsseldorf 1955, Eugen Diederichs Verlag). Sie zeigen mit einer überraschenden Deutlichkeit den Weg, den Hofmannsthals Gedankengänge zurückzulegen geneigt waren, und die scharf zugespitzte Formulierung seiner niemals das innere Ziel der Überlegung verlierenden Spürkraft an, die sich bei dieser Niederschrift mit einer seltenen und großartigen Erkenntnis der Eigenart des geliebten Freundes, durch den er "zu sich selbst gekommen war", aufs tiefste bewußt wurde. Sie könnten auch als ein symbolhaftes Motto auf dem Titelblatte des von Bodenhausens Witwe einsichtig und mit vornehmem Taktgefühl herausgegebenen, von Rudolf Alexander Schröder mit ergreifenden, dankbar verpflichtete Treue und liebevolle Würdigung beglückend verbindenden Ausführungen eingeleiteten umfangreichen Bandes gelten. Aus ihm werden die Wenigen, die Bodenhausen noch gekannt haben, ein leuchtend wirkendes Bild seiner Persönlichkeit übernehmen, die heutigen Menschen, die zumeist erst aus dem ebenfalls unlängst veröffentlichten Briefwechsel zwischen ihm und Hofmannsthal seinen Namen erfahren haben, ein überzeugendes Beispiel ritterlicher Ehrbegriffe, strengen Pflichteifers und einer uneigennützigen sozialen Gesinnung vorgehalten bekommen. Welche Wahrheit, entscheidend für die fruchtbare Wendung des Daseins, das wir führen sollten, liegt in der Mahnung des Dichters, daß der wahre Gehalt der Zeit nur in Charakteren zu finden sei!

Ein derartiger zeitbedingter, zugleich auch zukunftskundiger, weltoffener Charakter war sicherlich in den Jahren zwischen der Jahrhundertwende und dem Ende des Ersten Weltkrieges, vor dem er starb, in Deutschland der Freiherr von Bodenhausen. Ia, ein vorbildlicher Charakter in dem ernsthaften, moralisch und ethisch fundierten Sinne, der sich nach Goethes Vorschrift immer "dem Ganzen anschließt und nur nach dem fragt, was ihm gemäß ist." Denn auf allen Gebieten, die er betrat und mit welchen er infolge seiner Begabung und seiner vielseitigen Interessen sofort vertraut war, bei der Förderung der Kunst und der damit zusammenhängenden schriftstellerischen Tätigkeit, bei der Organisation großer industrieller Unternehmungen und nicht zuletzt bei diplomatischen und politischen Verhandlungen, zu deren Leitung er wegen seiner schon äußerlich imponierenden Erscheinung, vor allem dank seiner gerechten verantwortungsvollen patriotischen Denkweise und seiner hervorragenden Sachkenntnis vorzüglich berufen war, hat Bodenhausen seine schönste Eigenschaft immer aufs tapferste bewährt. Ein tragisches Verhängnis, wie Schröder mit Recht sagt, hat verschuldet, daß er

nicht zu einem Posten emporsteigen durfte, wie er ihm oft angetragen wurde, und seinem Vaterlande, an die Spitze der Regierung gestellt, seine Dienste nicht als Staatsmann leisten und den geschichtlichen Verlauf vielleicht günstiger beeinflussen konnte.

Alle Voraussetzungen dafür waren gegeben. Einer uralten Adelsfamilie angehörend, von mütterlicher Seite englischer Abstammung, demnach ein brauchbarer Vermittler zwischen den einzelnen Nationen, bei manchen offiziellen Gelegenheiten im Inlande und im Auslande wie sein Freund Graf Harry Kessler ein glänzender Repräsentant, war er schon in seiner Jugend ein Typus jenes guten Europäers, den Nietzsche geschaffen hatte und der einstens, um 1900, einer Reihe von deutschen Männern den gewinnenden Zug ihres Auftretens schenkte. Hochgebildet, geistig erregt und anregend, standen sie den Kreisen der Dichter und Künstler nahe, die auf neuen teils idealistischen, teils naturalistischen Bahnen voranschritten wie Hofmannsthal oder Liebermann, im Bereiche des Kunstgewerbes die englischen Reformer und der Belgier van de Velde. Der Siegesweg der französischen Impressionisten stand offen. Bodenhausen, mit den meisten von ihnen bekannt, gehörte zu den ersten deutschen Sammlern ihrer Werke. Innige Freundschaft verband ihn mit Hofmannsthal und Schröder, Borchardts wunderliche Individualität wurde gebührend und schonend geachtet. In der Zeitschrift "Pan" (1895 - 1899), in der seine ersten kunstkritischen Aufsätze erschienen, waren alle Anhänger der modernen Richtung versammelt. Sogar nach seinem Eintritt in die Firma Krupp behielt er die Fäden in der Hand, die er sorgsam angesponnen hatte und verfolgte ihre Entwicklung mit leidenschaftlicher Ausdauer, auch nachdem der von ihm sorgenvoll vorausgesehene, nach seiner Meinung "unvermeidliche" Krieg ausgebrochen war.

Außerordentlich bedeutende Zeugnisse einer reichen Existenz sind der Nachwelt mit dem Gedenkbuche vorgelegt worden. Bodenhausens Gestalt steht in allen ihren Lebensintentionen, die durch die Schilderung ihrer biographischen Grundlagen und seine Briefe, wie auch durch geschickt ausgewählte Schriftstücke der genannten Freunde, von van de Velde, Kassner, Lichtwark, Valentiner, Pannwitz, Frau Förster-Nietzsche und anderen erschlossen werden und mit dem als ästhetisches Glaubensbekenntnis aufzufassenden Essay aus dem fünften Jahrgange des Pan eine psychologische Motivierung erhalten, nunmehr vor ihren Augen als die verkörperte und vergeistigte Ausformung eines "Europa, das nicht mehr ist" und in ihm einen der letzten echten Aristokraten seines Zeitalters zu rühmen nachträglich begehrt. Künftige Verfasser einer Weltgeschichte, einer Kulturgeschichte und einer Kunstgeschichte der beiden ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts werden Bodenhausen als einen abgesonderten, in seiner Einsamkeit dennoch in historischer Beziehung mit seiner Epoche verwachsenen Träger der damaligen geistesgeschichtlichen Ideen und ihrer Wandlungen in ihre Untersuchungen aufnehmen müssen. Dafür gibt ihnen das vorliegende Gedenkbuch die erforderlichen Unterlagen. Die von ihm gefällten Urteile, etwa über den Kaiser oder die führenden Männer der deutschen Wirtschaft, von den Ergebnissen ihrer Handlungen späterhin bestätigt, seine kritischen Bemerkungen über gesellschaftliche Zustände, über Künstler, Literaten, Schauspieler, Gelehrte werden endlich noch der Rechtfertigung einer Periode der deutschen politischen, kulturellen und

der humanistischen Überlieferung folgenden Strömungen dienen, deren Unterscheidung der Zukunft vorbehalten ist.

"Die aus der Empfindung geborene Tat, nicht die Empfindung bestimmt den Wert des Mannes" - in diesem Anspruch gipfelt Bodenhausens Lebensanschauung. Ein tatkräftiger Deutscher, hat er es schwer genommen mit seiner sich von ihm selbst gestellten und eigenmächtig begriffenen Aufgabe des Dienstes für sein Volk. Wie viele Gleichaltrige als Jüngling den lockenden Versuchungen der Philosophie Nietzsches hörig, gelangte er, vermutlich von den theosophischen Problemen, mit welchen seine Mutter sich beschäftigte, nach und nach zu einer mystischen Betrachtungsweise der diesseitigen und der jenseitigen Welt, die sich geheimnisvoll in vielen von seinen Außerungen wie in solchen über seinen nahen Tod offenbart. Das metaphysische Grundgefühl in Verwandtschaft mit Goethe und Stifter, das ihn von den meisten seiner Zeitgenossen trennt, hat in dem Kapitel seines Buches über den holländischen Maler Gerard David, das "den geistigen Gehalt der Darstellung" analysiert, die seelische Atmosphäre angezeigt, in der sich seine schwermütige, zum Gesetz seines Lebens erhobene Selbsterkenntnis Rechenschaft ablegte. Dort heißt es: "Mystik ist Freiheit, Freiheit der Seele... wer die Freiheit finden will, der muß allein sein, um das Wirken der inneren Stimme zu vernehmen; und wo eine Gemeinschaft Vieler ihn umgibt, wird er die Einsamkeit in der geistigen Isolierung suchen." Da ist in einer merkwürdigen Notwendigkeit plötzlich die nach Ausgeglichenheit strebende Zwangsvorstellung des wirklichen Menschentums, das Bodenhausen zugeteilt war, und die Dimension sichtbar, in der sein Schicksal sich vollzog. Die Welt, die ihn umgab und die ihm viel verdankte, und die Welt, in der sein Verstand, sein Herz und sein künstlerisches und religiöses Empfinden beheimatet waren, sind, wie wir nachdenklich wahrnehmen, von den verschiedensten Elementen in Bewegung gehalten gewesen, die zur Einheit zu bringen er anscheinend fortdauernd bemüht war. Mag diese Interpretation seiner Beschaffenheit wahr oder falsch sein, einerlei, mit dem Schlüssel einer derartigen Annäherung an sein eigengesetzliches, zum Erstaunen drängendes Leben auf Erden sind wir fähig, ihn in der Erinnerung an Begegnungen mit ihm vielleicht zu idealisieren, jedenfalls aber als einen sehr nützlichen Lehrmeister namentlich der heutigen Jugend zu empfehlen. Die am Anfange dieses Hinweises auf das Gedenkbuch mitgeteilte Sentenz Hofmannsthals hat sich bei Bodenhausen durch die Ausbildung eben seines "Charakters" mit einer übereinstimmenden Klarheit bewahrheitet, so daß sie nicht nur für den "wahren Gehalt der Zeit", in der er lebte, sondern auch darüber hinaus ganz allgemein für jede Zeit, daher gerade für die Gegenwart und ihre Gefährdung durch finstere Gewalten, vollgültig ihren Anspruch durchzusetzen vermag.

## In memoriam Hans Carossa

15. 12. 1878 — 12. 9. 1956

"Ja, wohl hat unsres alten Dichtervaters Tod auch mich erschüttert, auch mich in langes Nachdenken versenkt': an diese Worte Mörikes, die 1832, wenige Wochen nach Goethes Tod, geschrieben worden waren, mußte ich denken, als die Nachricht vom Tode Hans Carossas hier eintraf. Es war die Prägung "Dichtervater', die aus der alten Briefstelle so eindringlich herüberklang in die Gegenwart: sie drückt so genau das aus, was Carossa für uns bedeutet hat.

Das Väterliche — was ist es? Eine Macht der Sammlung, der Ordnung und der Güte. Etwas wie Reife und Weisheit, und so wohl auch ein Stück Ferne und Distanz. Aber zugleich dann — sonst wäre es das Väterliche nicht — eine Bereitschaft, dem Schalk recht zu geben, in die Spiele der Kindheit zurückzukehren, den großen Urbildern zu vertrauen, vor denen wir lebenslang Kinder bleiben, wir alle . . . jetzt eine Blume betrachtend, jetzt eine Katze, jetzt — tief im Ernst — ein menschliches Antlitz. So hat sich vor uns die Carossawelt aufgetan, so kam sie uns nahe. Ihre Landschaft: Donau, Isar und Inn, ,Land ohne Wein und ohne Nachtigallen', die österreichische Nähe und die italienische Ferne, die keine Ferne war. So Eltern und Lehrer, Gespielen, Frauen und Freunde, die Meister und die Nachbarn, Hofmannsthal, Rilke, Kubin und wer noch, und in immer neuer Strahlungskraft das Sternbild des höchsten Glanzes: Goethe.

Hinzukam bei Carossa — dieses Väterliche mitbestimmend und steigernd — das Ärztliche. Man trat ein und war unversehens in der Sprechstunde. Nichts von Lysolgeruch; aber hier war ein Heilkundiger am Werk. Der Blick dieses Dichters nahm die Verstörungen wahr, die den Einzelnen und über den Einzelnen hinaus einen weiten Kreis bedrohen, Verhärtungen, die im Gewebe des Menschenuntereinander wuchern. Ihnen war zu begegnen mit dem Wort der Einsicht, des Rates, des Trostes, des frohen Vertrauens doch wohl vor allem. Das schöne Wunder, daß in Gegenwart des wahren Arztes die Krankheit schweigt, konnte sich freilich nicht allerwege ereignen; aber das Wort "unheilbar" wurde sparsam verwendet. "Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange!": dieser Befehl wurde erteilt im Glauben daran, daß es nicht verlorene Mühe sei, wenn einer dem Dämpfig-Dumpfen entgegensingt. Wieviel auch Böses geschieht, die Weise vom "Alten Brunnen" soll recht behalten: "Und du erwachst, — dann mußt du nicht erschrecken! Die Sterne stehn vollzählig überm Land."

Scheu, Ehrfurcht, Liebe, eine fast schüchterne Liebe, dazu eine, die sich in einer besonderen Inständigkeit dem Hilflosen verschwistert wußte: aus diesen Kräften lebte dieses Leben und dieses Werk. Und es bedrängte uns nicht, gab vielmehr unsrem Vertrauen immer neue Nahrung, daß wir diesen Heilkundigen, diesen unsren Vater selbst nicht unversehrbar wußten, daß seine

Lebensgedenkbücher die "unendliche Sorge, die Schuld in uns einsenkt' nicht verschweigen, und daß er im Widerstreit mit den "ungleichen Welten' der Mächte und der Macht nicht unbeirrbar seines Weges ging, wohl aber unablässig nach der Wahrheit trachtend, zögernd und tapfer zugleich als einer, der sich nicht spart, seinem Vorsatz treu, gewillt, "anderen ein Licht auf ihre Bahn zu werfen, indem er die seinige aufzeigte.'

Zwei Erinnerungen wollen mir, seit die Todesnachricht im Hause ist, nicht von der Seite.

Die eine verdanke ich Martin Buber, der vor wenigen Jahren nocheinmal mit Carossa zusammengewesen war. Buber hatte in seinen 'Bildern von Gut und Böse' geschrieben: 'Das Böse kann nicht mit der ganzen Seele getan werden. Das Gute kann nur mit der ganzen Seele getan werden.' Nun trafen sich die beiden 'Väter', und gleich unter der Türe noch, so erzählt Buber, habe Carossa in einem fast beschwörenden Ton gefragt: 'Nicht wahr, es ist doch so: das Gute kann mit der ganzen Seele, das Böse kann nur mit halber Seele getan werden?' In dem Ton, der hier auf 'kann' lag, waren viele Wege an ihr Ende gekommen.

Das andere ist eine ganz unmittelbare Erinnerung an einen Junitag des Jahres 1938. Morgens hatte Carossa in Weimar seine große Rede über die "Wirkungen Goethes in der Gegenwart' gehalten, die Rede mit dem Schlußsatz: Bekennen wir uns, Gehende wie Kommende, zum Orden derer, denen alle Länder und Meere der Welt nicht genügen würden, wenn das Reich des Geistes und des Herzens unerobert bliebe.' Nachmittags saßen wir in einem Wirtsgarten in Friedrichsroda. Verleger Anton Kippenberg war mit am kleinen Rundtisch. Ich weiß nimmer, wer die Rede auf Goethes Gedicht Harzreise im Winter' gebracht hatte, auf dieses große, seelsorgerliche Gedicht, in dem sich der junge Goethe durch das Los eines Fremden so hart anfechten läßt: ,Ach, wer heilet die Schmerzen des, dem Balsam zu Gift ward - '. Wir dachten an die Brahms'sche Vertonung, die ,Altrhapsodie' genannt, die dann in den Chorgesang übergeht, und plötzlich fingen die beiden Freunde hier am Tisch mit leiser Stimme zu singen an, was dort erbeten wird: "Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton, seinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz!

Achtzehn Jahre sind vergangen seit diesem Sommertag, so viel Leben und so viel Sterben war in ihnen. Aber nun ich von dem Dichtervater Abschied nehme, ist mir, als müßten wir fortfahren in der Weise, in der dort am Tisch in Friedrichsroda gesungen wurde. Wie wäre fortzufahren? Goethisch noch immer. Nun aber nicht mehr im Ton der 'Harzreise' als dem Ton der Sorge, nun im Ton des 'Divan' als im Ton der Verklärung: 'Ungehemmt mit heißem Triebe / Läßt sich da kein Ende finden / Bis im Anschaun ewger Liebe / Wir verschweben, wir verschwinden.'

# Gesang am Nil

An einem ägyptischen Brunnen

Am westlichen Ufer von Theben, abseits vom Dammweg, hörten wir unaufhörlich eine junge, durchdringende, singende Stimme aus den abgeernteten Feldern, die sich einförmig flach und, von der Hitze klaffend aufgerissen, am Nil entlang erstrecken - einen schreiend hervorgestoßenen Singsang von wenigen Worten. Der seltsam Jubelnde war ein Fellachenjunge, zwölfjährig etwa, der auf der Deichsel eines waagerecht bewegten Brunnenrades stand, einer Sakije, eines rührend altertümlichen Göpelwerkes aus hölzernen Zapfenrädern, das von einem scheu im Kreise tappenden Kamel mit schräg gehobenem Hals im Gang gehalten wurde. Der Knabe schwang eine kurze Peitsche dabei, ein mageres Bürschlein, dürrbeinig und von hellem Bronzeton, ein rundes, gehäkeltes Mützchen auf dem Kopf und angetan mit einer Art Hemd, das einmal bläulich gestreift und jetzt ein grauer Fetzen war. So fuhr er lausbubenhaft auf seiner Sakije den ganzen Tag im Kreis herum, die Hand als Trichter am Mund, und stieß mit kindlicher Munterkeit immer dieselben wenigen Töne hervor, die uns weithin in dieser gelähmten Landschaft verfolgten, wo nur da und dort ein paar Bäume standen, Sykomoren, Tamarisken und verschmachtende Palmen über den dicht aneinander gebauten Hütten aus Nilschlamm am Wüstenrand.

Denn der Streifen fruchtbaren Landes dehnt sich an dieser Stelle kaum eine Stunde weit bis zu den ockergrauen Hügeln hin, in denen die Tempelbezirke von Medinet Habu, des Ramesseums und anderer Tempel, aber auch viele vom Sand verschüttete Grabwohnungen liegen, überragt von einer nahen Gebirgswand mit dolomitenartigen Felsen, hinter denen sich das Tal der Könige hinabsenkt, ein von Hitze glühender, steiniger Kessel, leblos, pflanzenlos und ohne Getier, nur Sand und Stein und Sonne.

Bei unserer Rückkehr von dort sang jener Junge auf der ächzenden Sakije immer noch. Vielleicht war es ein Jubellied, wie es die Knaben seit Jahrtausenden über die durstige Ebene jauchzten, so lange die bauchigen Tonkrüge, die mit Stricken aus Palmbastfasern an das Schöpfrad gebunden sind, gefüllt mit Wasser aus der Tiefe kamen und die kleinen Gevierte der Felder tränkten, ein Triumph seines Brunnens: "Ich habe Wasser!"

Das Knarren dieser Sakijen, deren man über fünfzehntausend im Niltal gezählt haben will, und das Geseufze der Schadufs, erbarmungswürdig primitiver Ziehbrunnen, von denen es unzählbar mehr gibt, begleiten den Nil auf seinem tausend Kilometer langen Weg von Nubien bis ins Delta, ein stöh-

nender, quietschender, stetig sich wiederholender Laut.

Verkrümmt, wie das Akazienstämmchen oder der Baumast gewachsen sind, einen Klumpen Nilschlamm als Gewicht am kurzen Hebelarm und von einem Gestell aus Knütteln gestützt, stehen diese Schadufs am Ufer und überall im

Ackerland, manchmal drei übereinander an einer Böschung, viele kaum einen Steinwurf weit vom nächsten entfernt. Sie geben, wenn der Fellache mit jahrtausendelang gewohntem Griff den Wassersack aus Ziegenhaut oder den Krug aus der Tiefe geseilt hat, von Seufzer zu Seufzer nickend ihr Wasser bis auf die Dammkrone weiter, wo es in einer Rinne in die Felder strömen darf. Auch nachts hört man ihr Knarren, Laute von hier und von dort, die seit Menschengedenken zu den nächtlichen Stimmen der müde schweigenden Landschaft gehören.

In der Abenddämmerung, wenn dieses Seufzen am lautesten anhebt, wenn sich der Himmel und das Gebirge nach kurz aufglühenden Feuerfarben in tiefes Violett und Grau und Nacht einhüllen, steigen die schwarz gewandeten Fellachenfrauen, deren Stolz ihre metallenen Fußringe sind, mit ihren Krügen zum Fluß hinunter. Es sind dieselben bauchigen, porösen Tonkrüge wie an den Brunnen und auf den hohen Mauern der eigentümlichen Taubenhäuser, wo sie als Nester dienen, jene Krüge, die das Wasser frisch erhalten und die man auch, einstmals mit Wein gefüllt, als Opferkrüge in den Gräbern fand.

Die wasserschöpfenden Fellachenweiber, die in den Gassen meistens verhüllt und stumm durch das Gewimmel streben, haben am Fluß auf einmal in quirlendem Schwatzen ihre Stimmen entdeckt. Sie scheinen zu keifen, zu lachen, wenn sie im seichten Wasser watend ihre Krüge füllen. Dann scheint ihr hell ausbrechendes Geplauder und Gelächter kaum zu ihrer trauerdunklen Kleidung oder gar zu dem Schleier zu passen, den sie vom Kinn her bis unter die Augen tragen und, wenn sie dies vermögen, am liebsten auf der Nasenmitte mit einem dünnen Ring aus Gold befestigen. In Gruppen und hintereinander steigen sie schweigsam im Sand und Geröll des Uferdamms herauf und wandern heimwärts, ihre Krüge so schräg auf dem Kopf, daß man befürchtet, sie müßten herunterkippen. Aber wenn diese schwarz verhüllten Gestalten durch Palmenhaine schreiten und in den schmalen, verwinkelten Gäßlein aus Mauern und Hütten aus Nilschlamm verschwinden, geht trotz ihrer plumpen Gewänder eine eigentümliche Würde und Anmut von ihnen aus, ein biblisches Bild, das zum ägyptischen Abend gehört.

In jener rasch vergehenden Dämmerung, die eine trockene Kühle ohne Tau bringt, lagern Hirten auf den Feldern, während sich die dunklen, langhaarigen Ziegen und Fettschwanz-Schafe, die sich bislang im Schatten hielten, über das Stoppelfeld zerstreuen. In der Belebtheit dieser Stunde ziehen Eselreiter an den Zisternen am Wüstenrand vorüber, wo wir Rebekka am Brunnen zu sehen vermeinen, schwanken Kamele heran, mit mächtig ausladenden Ballen saftgrünen Klees bepackt, der einzigen unwahrscheinlich lebensvollen Farbe dieser ausgedörrten Ebene, oder mit langen, sperrigen Bündeln von Zuckerrohr. Wenn dort die Frauen mit ihren Krügen über die Sandhänge wandern, scheinen sie plötzlich von der Dunkelheit, die mit flackernd hellen Sternen über der Wüste liegt, zeitlos hinweggenommen. Aber übrigens sollte man jenes Wasser, das aus dem Nil stammt, obschon es hier alles Leben bedeutet, nicht trinken. —

Auf jenem thebäischen Feld, wo wir den Knaben auf der Sakije singen hörten, stehen die Memnonkolosse, Weltwunder des Altertums, zyklopische, sitzende Steingestalten, die bis zur Spitze ihrer ägyptischen Kronen, die sie verloren haben, einundzwanzig Meter hoch gewesen waren. Morgens, wenn sich die Sonne anschickte, "den Nil zu überspringen", soll einer der Kolosse Klagerufe ausgestoßen haben. Dies bezeugen alte Chronisten, darunter Touristen, die vor zweitausend Jahren ihre Nachricht in griechischer und lateinischer Schrift in den Fuß des Kolosses meißeln ließen. Auch soll hier der poetische Kaiser Hadrian aus Rom vier Nächte lang gerastet haben, um den tönenden Stein zu hören, in dem die Griechen ihren vor Troja getöteten Memnon erblickten, der seine Mutter Eos grüßte. Später haben dann Dragomane mit mächtigen Hämmern versucht, den Verstummten zum Tönen zu bringen, als ihm, so wird es erklärt, durch einen Erdstoß sein klagender Morgenruf verboten wurde, den man als eine Regung des Steines zwischen der Kühle der Nacht und der Hitze des Tages zu deuten versuchte. Indessen weiß kein Techniker zu sagen, wie die heute in Gesicht und Leibern entstellten Kolosse an ihre Plätze geschafft werden konnten.

Ihr Tempel, den sie bewachten, ist unterdessen im Nilschlamm versunken, der sich alljährlich absetzt, auch heute noch, wenn man im Staudamm von Assuan die Wassertore anhebt und das Wasser vom Nil her durch alle Kanäle gurgelt und das wellenlos flache Fellachenland zum fruchtbaren See wird, der auch die Memnon-Kolosse umgibt.

Ihr Schöpfer, den sie darstellen sollten, der Pharao Amenophis III., ließ einmal in zwei Wochen einen wirklichen, meilenlangen See auf diesem thebäischen Feld ausschachten, weil seine Gattin dort auf einer Barke spazieren zu fahren wünschte, dicht bei jenem Dammweg, über den sich die dumpf hinziehenden Trauerzüge der Pharaonen dem kahlen Felsgebirge näherten. Denn hier begann das Reich der Stummen, die man die Westlichen nannte. Hier war das Totenland, die Nekropole, wo der göttliche Pharao aus seinem goldenen Haus, der sonst nur in goldenen Barken fuhr, in die Totenbarke überstieg. Hier war gebanntes Gebiet, weshalb die Königin Teje, die sich auf dieser Seite von Theben jenen Vergnügungsteich wünschte, vielleicht ihrem Sohn, dem "Ketzerkönig" Echnaton, durch diesen tiefer zu deutenden Wunsch eine erste Kühnheit gegen die zweiundvierzig Totengötter vorausnahm, unter deren tierköpfiger Symbolmacht alles Leben stand. Aus ihrer geschmückten Barke mochte man nämlich, wie man das unter den Lebenden liebte. Harfen und lustige Flöten hören, obschon man hier jene Reihen von Gräberpforten vor Augen hatte, die so dicht in das Gestein gebrochen waren wie die Nesterhöhlen der Uferschwalben am Nil.

Auch hatte in jenen öden Hügeln von Kurna und Der el-Bahari das lebenslang mit dem Tod beschäftigte Handlangervolk der Tempel- und Gräberstadt gewohnt, nach Tausenden zählende Steinmetzen und Maler, Priester, Wächter, Sklaven und Gefangene, die über dem fernen Nil die vergoldeten Obelisken und die langen Säulenreihen der Tempel des heutigen Luxor und von Karnak erblickten. Sie mochten dort die Prozessionen zwischen den kilometerlangen Sphinx-Alleen als fernes Lärmen hören.

Indessen spannten die Bauern, unberührt von jenem Weltgefühl in Theben, ihre Wasserbüffel an die Sakijen und ließen ihre Schadufs mühselig auf und nieder geigen, zeitlos durch die Zeiten lebend, heute noch so arm, bedürfnislos und kreatürlich wie unter dem göttlichen Goldglanz ihrer Pharaonen.

Später haben hier koptische Mönche ihr Kreuz und ihre Zellen an den Wüstenrändern aufgerichtet, Klöster, in die der Sand hineinwehte, der auch die Pforten in die Totenwohnungen der Pharaonen im Tal der Könige zuwehte und vergessen ließ; sie waren es nicht ganz, weil es zu allen Zeiten Grabräuber gab, die noch im vorigen Jahrhundert in den Felsenhöhlen bei Kurna hausten und auf neugierige Gelehrte schossen, um sie abzuwehren.

Aus dieser thebäischen Ebene, die in geschichtliche Stummheit zurücksank, brach jedoch in einer bewegten Zeit jene thebäische Legion nach Norden auf, übers Meer und über die Alpen, die bis in den schweizer Kanton des Wallis vordrang. In Saint Maurice, im schmalen Durchbruchstal der Rhône, erinnert die Kirche, die einmal unter dem Steinrutsch ihrer Felswand zusammenbrach, an die Erschlagenen dieser ägyptischen Truppe, der ein Christenmädchen aus Theben gefolgt war. Allein im fremden Land, war jenes Mädchen zur wundertätigen Magd geworden, die über die Aare hinab in den hübschen Marktort Zurzach am Hochrhein gelangte — die dort noch heute von Pilgern in ihrer Gruft verehrte Heilige Verena.

Ihr mochte etwas von der mystischen Glaubenskraft der Menschen am Nilfluß innewohnen, die dort geprägt worden ist. Etwas von jener magischen Bindung an eine unvergeßbare Glaubensgewalt erlebte man noch vor siebzig Jahren, als aus einem lang geheim gehaltenen Versteck zahlreiche Mumien berühmter Pharaonen zu Schiff den Nil hinabgefahren wurden und als plötzlich überall an den Ufern die Menschen zusammenliefen und mit Flintenschüssen, wie bei einem Begräbnis, ihre unvergessenen Könige grüßten.

Eine solche Jahrtausende alte Geste erlebten wir selbst, beklemmend berührt, die wir eben noch im großen Grabgemach des Ramose das Wandbild eines Trauerzuges vor Augen hatten: lang gewandete Frauen mit gelösten Haaren, die schmerzlich ihre Arme über die Häupter reckten, eine erschütternde Gruppe von Klagenden.

Wir traten beiseite, als vom Nil herauf ein Zug von Menschen mit dumpf und grell durcheinandergehenden Stimmen in einer Staubwolke näher rückte, indes wir gwahrten, daß in einer der Gruppen ein unaufhörliches Wechseln und Hasten herrschte, weil dort die Männer sich um die erregt beanspruchte Ehre drängten, den mit Tüchern umwundenen Sarg ein paar Schritte weit tragen zu dürfen. Soldaten mit umgehängten Gewehren gingen voraus, die Flintenläufe nach unten. Dann kamen die Frauen, und bei ihrem Anblick schien es, als wäre das viertausend Jahre alte Wandbild aus den Dünen von Kurna leibhaftige Wirklichkeit geworden. Wie jene Frauen, die im Trauerzug des Wesirs Ramose mitgingen, warfen auch sie mit der gleichen Gebärde die Arme gestreckt und gewinkelt und mit flatternden Händen über die Köpfe hinaus und gestikulierten, während sie unnatürlich erscheinende Schreie und Laute des Jammerns ausstießen.

Doch nicht genug damit. Wir waren auf einen Pfad zurückgewichen, der zu einer jener graubraunen, niedrigen Fellachenhütten führte, die mit Palmwedeln oder Durrha-Stroh gedeckt sind, als plötzlich dort zwei schwarz gekleidete Frauen, als hätten sie jetzt erst erfahren, wer hier vorübergetragen wurde, in schrille, unbeschreiblich hohe und gellende Laute ausbrachen und zur Straße stürzten. Wir waren nicht da für sie, obgleich sie dicht an uns

vorüberhasteten und uns fast streiften. Sie schlugen sich die Wangen und Schläfen, das ganze Haupt, urplötzlich mit glühend erstarrten Augen in eine Ekstase des Schmerzes versetzt, dem sie in ihren wie irre klingenden Lauten, als schrien todwund vom Himmel stürzende Vögel, stoßweise Ausdruck gaben. So drängten sie in die Reihen der Anderen hinein, deren Totenklage auf dem langen Weg ermattet war, worauf der schwankend vorwärts wandernde Knäuel erneut, wie nach dem Unfaßbaren in die Lüfte greifend, in gellendes Klagen ausbrach.

Es blieb ein Bann zurück, als sich der Zug, von Staub umhüllt, am leeren Wassergraben entlang ins Feld hinausschob, dorthin, wo mit den sandigen Hügeln die "westliche Seite" des alten hunderttorigen Thebens beginnt.

Einer seiner Könige liegt dort in seiner goldenen Maske, wie er gefunden wurde, umhüllt von Gold und farbigem Glas, von Lapislazuli und bemaltem Bast — Tut-ench-Amun — und man könnte auch darin, daß in diesem Grab den so flüchtig erscheinenden Fremden das Photographieren versagt ist, ein Zeichen von magischer Wirkung über die Zeiten hin sehen. Doch auch ohne Gebot oder Verbot geht vom Anblick des wehrlosen, goldumgürteten Pharao ein tiefer Schauder aus, nicht nur das Gepacktsein von den vier Jahrtausenden unserer Menschengeschichte, die er als sichtbares Beispiel überdauerte, sondern viel mehr noch von jenem Unsagbaren des Abgeschiedenseins, in dem sich der Pharao nach seiner Glaubensgewißheit weiter lebend wußte.

#### AM FENSTER

Ich blicke aus dem Fenster ins Astwerk der Weide. Kräftig stößt sie vom Stamm langrieselnde Zweige, baut mächtige Blattkaskaden üppig wallender Vorhang gegen die Schärfe des Lichtes.

Gedanken keimen darunter, wachsen am lebendigen Stamm, laufen die Aste entlang durch die Schlitze des Vorhangs leuchtet die Ferne setzen an zum Sprung in die Weite.

Gertrud v. Petersdorff

## Zeittafel vom 15. August bis 15. September 1956

- 15. 8. Botschafter Haas, Moskau, zur Berichterstattung nach Bonn gerufen.
- 16 .8. Erste Suez-Konferenz in London (bis 23.8.). Mehrheitsgruppe von 18 betraut Fünferausschuß mit Fühlungnahme in Kairo.
- 17. 8. Bundesverfassungsgericht verbietet KPD.
- 20. 8. Sowjetischer Staatsbesuch in Helsinki.
- 25. 8. Britisches Kolonialministerium veröffentlicht Dokumente über aktive Führungsrolle des Erzbischof Makarios im zyprischen Aufstand.
- 27. 8. Prominente Nazis und Antisemiten in Nassers Stab nahmhaft gemacht.
- 29. 8. Französische Truppen landen auf Zypern.
  Ostzonale Regierungserklärung zur Wiedervereinigung.
- 31. 8. Bundesregierung bezeichnet Moskauer Stellungnahme zum KPD-Verbot als unzulässige Einmischung.
- Genfer Konferenz zur Unterdrückung des Sklavenhandels endet mit katastrophalem Rückschritt.
   Neue Atomexplosion in Sibirien.
- 3. 9. Afrikakämpfer Viscount Hailsham Erster Lord der Admiralität. Bis 9. 9. Besprechungen des Fünferkomitees mit Nasser erfolglos.
- 6. 9. Tagung europäischer Parlamentarier in Wien.
- 7. 9. Mollet in Algier.

Bundesrepublik läßt im Kreml Note zur Wiedervereinigung überreichen.

- 10. 9. Autonomiekrise in Südtirol verschärft.
- 11. 9. Neuer ägyptischer Konferenzvorschlag.
- 13. 9. Schwerer jordanisch-israelischer Zwischenfall.
- 14. 9. Wiedervereinigungsversuche der italienischen Sozialisten.

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Langeweile und Politik. In den Schweizer Monatsheften vom August 1956 veröffentlicht Professor Wilhelm Röpke einen Vortrag über Langeweile als Sozialphänomen. Der Beitrag bringt das Philo-sophieren um Angst und Politik ein gutes Stück weiter. Er gipfelt in folgenden Fragen: "Hinter der Fassade der modernen Welt steht neben dem faustischen Gespenst der Sorge ein anderes, das dem alten Faust erspart geblieben war: die graue Langeweile, und wenn man das erst einmal erkannt hat, zerbröckeln ganze Philosophien des Modernismus und Progressismus wie mürber Zunder. Ist es nicht die Langeweile, die uns wie unerlöste Seelen umhertreibt und uns nach allem greifen läßt, was sich als Füll-material in das große Loch unseres Lebens stopfen läßt?

Noch einmal kehren wir zu Burke und den "unbought graces of life" zurück. Der Ausdruck findet sich an einer berühmten Stelle seiner "Reflections on the Revolution in France", dort, wo wir den anderen Satz lesen: "But the age of chivalry is gone. That of sophisters, oeconomists and calculators has succeded." Wollen wir Burke nicht beweisen, daß er den Okonomisten unrecht getan hat? Wollen wir nicht gehörige Distanz nehmen von den Sophisten und Kalkulatoren? Was nützt aller materieller Wohlstand, wenn wir die Welt gleichzeitig immer häßlicher, lärmender, gemeiner und langweiliger machen und die Menschen den moralisch-geistigen Grund ihrer Existenz verlieren? Der Mensch lebt eben nicht von Radios, Autos und Kühlschränken, sondern von der ganzen unkäuflichen Welt jenseits des Marktes und der Umsatzziffern, von Würde, Schönheit, Poesie, Anmut, Ritterlichkeit, vom Unberechnenden, über den Tag und seine Zwecke Hinausweisenden, von Gemeinschaft, Lebensbuntheit, Freiheit und Selbstentfaltung. Umstände, die ihm das verwehren oder erschweren, lassen keine leichtherzige Rechtfertigung zu."

Über die gefährliche Tendenz, die ungeteilte Gemeinschaft in der Politik zu suchen, also in einem Bereich, in dem nur der Kompromiß seinen Platz hat, haben wir in unserer Zeitschrift immer wieder hingewiesen. Zweifellos steht der deutschen Demokratie die Bewährungsprobe noch bevor. Man kann nicht aufmerksam genug die Tendenzen verfolgen, die unsere unglückliche nationale Szenerie zu einem Tummelplatz mißvergnügter Träumer machen wollen. Um so erfreulicher ist es, daß eine Zeitschrift der Vertriebenen, nämlich die "Sudetendeutsche Rundschau" Der neue Ackermann, (München, Juli 1956) mit Energie und Mut gegen regressive Tendenzen in der Politik zu Felde zieht. Ferdinand Seibt behandelt die Flucht in den Radikalismus als ein Phänomen, das im Unbehagen an der Demokratie wurzelt. Der Bogen von der Langeweile bis zum Radikalismus ist nicht so weit wie es zunächst aussieht. Das zeigt besonders ein Beitrag von Lorenz Stern über gefährliche Tendenzen in gewissen Jugendverbänden. Plastisch wird diese Geisteshaltung sichtbar in dem zurecht verhohnepipelten Plakat zum Sudetendeutschen Tag, das neben einem Wappen, dessen Ursprünge mysteriös sind, einen Ur- oder Waldmenschen zeigt, der den nackten Arm mit zwei ausgestreckten Fingern hochhält, wohl um zu prüfen, woher der Wind weht. Der Zeichnung nach weht er von rechts, und trägt Feuer mit sich . . . "Politik aus Gesinnungs-gemeinschaft", schreibt Seibt richtig, "die keine echte Opposition duldet, entsprang aus einem romantischen Irrtum vom Volksgeist und war im Nationalismus virulent geworden. Es kennzeichnet den Rückstand des landsmannschaftlichen Gedankens als politicum, daß man dort noch unbedingt an solchen Vorstellungen festhält. Mit unserem Staatsbegriff sind sie aber absolut unvereinbar. Sie widerstreben den Gesetzen unserer politischen Selbstentfaltung. Sie beschränken die Rechte des Einzelnen in gefährlichster Weise zugunsten eines unechten, weil nicht frei ausgewogenen "Volksinteresses". Sie könnten sogar, wenn sie je bis zur letzten Konsequenz sich entblößen müßten, die demokratische Staatsordnung des "Volksverrates" bezichtigen. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß die Sudetendeutsche Landsmannschaft seit einigen Wochen öffentlich und mit Vehemenz eine Auffassung über die deutsche Politik der CSR gegenüber vertritt, welche weder von den Regierungsparteien noch von der Opposition geteilt wird".

Röpkes Beitrag lehrt, daß das, was wir Wirklichkeit nennen, immer neue Perspektiven verlangt, immer neue Wendungen, immer neue Blickwinkel, aus denen die vertrauten Erscheinungen zu betrachten sind. Das gilt nicht nur für den Politiker oder Sozialwissenschaftler, es gilt auch für den Schriftsteller.

Der Schriftsteller vor der Realität war das Thema eines Treffens in Vezelay/Paris, an dem französische und deutsche Autoren teilnahmen. Akzente (4/56) veröffentlichte Referate von Ilse Aichinger. Paul Celan, Walter Höllerer, Roland Barthes, Günter Eich, Karl Korn, Hans Bender, Luc Estang, Alain Robbe-Grillet. Eine Quintessenz findet sich in den Sätzen von Karl Korn: "Es hat in den dreißiger Jahren eine "realistische" Literatur gegeben, die die Welt modern zu begreifen versucht hat. Romane dieser Art suchten Modernität durch Massierung von modernem Stoff zu gestalten. Es entstand eine epische Literatur, die der Reportage verwandt war. Ihr Charakteristikum war die Summierung von zivilisatorischem Stoff. Als Beispiele nenne ich etwa Jules Romains "Hommes de bonne volonté", oder Pliviers "Sta-lingrad", einen Nachzügler aus unsern Tagen. In gewissem Sinne scheint mir auch Musils "Mann ohne Eigenschaften" hier in Betracht zu kommen, wenn freilich auch angemerkt werden muß, daß dieser große, soeben neu entdeckte Roman "Welt" nicht nur durch summierte Materialien, sondern vielmehr durch Symbole ausdrückt.

Das rein summative Verfahren hat sich längst als unzulänglich erwiesen. So wichtig die literarische Eroberung der technisch-zivilisatorischen und der politisch-sozialen Materialien unserer Gegenwart war und ist, so wenig kann die bloße Entdeckung neuer Tatsachen den Kern dessen, was Realität und Realitätserfahrung heute ist, darstellen. Unsere Realität ist komplex, sie ist abstrakt und simultan. Heimatlosigkeit im weitesten Verstande ist eine der Grunderfahrungen des Menschen heute. Er findet sich hineingeworfen in eine abstrakte, unüber-schaubare soziale Welt, in einen rie-sigen technischen Produktionszusammenhang, in ein Schicksal, das ihm anonym zu sein scheint, mag es sich ihm als Verwaltung, als Masse oder als die ständige Drohung eines universalen Vernichtungskrieges darstellen. Was nah und konkret zu sein scheint, verflüchtigt sich alsbald in eine unheimliche Abtraktheit und Simultanität."

Wie eine Ergänzung liest sich der Aufsatz von Arnold Hauser über "the conception of time in modern art and science" (Partisan Review, Sommer 1956). Er schließt, etwas lapidar: Leben, ist wie die Zeit selber, was du aus ihm machst.

Und wiederum ergänzend sei auf die Betrachtung von Eugen N. Anderson in Diogenes (11/12) verwiesen, in der er das Zeitalter der Technik gegen rück-läufige Betrachter in Schutz nimmt: "Die Tatsache, daß der Mensch dauernd nach dem Neuen strebt, erklärt auch, daß er die Gelegenheiten des Experimentierens, Planens, des Probierens und des Irrens braucht. Da es bisher an entsprechenden Gelegenheiten gefehlt hat, ist es an der Zeit, jene in größtmöglichem Umfang zu schaffen. Ob einer sich in der Industrie betätigt, ob er Wissenschaftler oder Städtebauer ist, ob er sich mit Fragen des familiären oder des Gemeinschaftslebens beschäftigt, er muß Initiative aufbringen, neue Situationen furchtlos ins Auge fas-sen, Risiken auf sich nehmen und am allgemeinen Fortschritt mitarbeiten, um die in jedem Menschen schlummernden Fähigkeiten zu wecken und richtig einzusetzen. Unternehmungsgeist ist in jedem, im einen mehr, im anderen weniger; die Gelegenheiten, ihn zu betätigen, sind nahezu unbegrenzt.

Unsere Kultur braucht Persönlichkeiten, oder sie vernichtet sich selber. In einer auf schmalem Raum lebenden Gesellschaft von Ochsen und Bauersleuten, Pferden und Gutsherren und ein paar Städtern konnte man den Dingen freien Lauf lassen, ohne sie zu gängeln. Menschen, die sich aus der Masse heraushoben, gab es zwangsläufig nur wenige; vielen kam es lediglich auf ihre private Bildung an; im ganzen gesehen hatten die Menschen die gleichen Merkmale wie die Tiere und Pflanzen. In unserer modernen Gesellschaft müssen die Einzelnen die Verantwortung für den normalen Ablauf der Teile und des Ganzen übernehmen, sie müssen sich ganz in die Belange der Gegenwart vertiefen und die Bedürfnisse der Zukunft erspüren. Der Großindustrielle, der Mechaniker, der Nachtwächter, der General, der einfache Soldat, der Pastor, der Lehrer, jeder tritt neuen Situationen gegenüber, die er zu meistern hat. Die Nachfrage nach der Persönlichkeit ist heutzutage ganz allgemein, und Einrichtungen und Methoden sorgen auch dafür, die entsprechenden Attribute einzuschärfen: geistige Aufgeschlossenheit, Einbildungskraft, eigenständiges Handeln, Vernunft, Lust am Experimentieren, Unternehmungsgeist, Zuverlässigkeit, Sinn für die gegenseitige Abhängigkeit im gesellschaftlichen Verkehr, Fingerspitzengefühl für Menschen, Dinge und Situationen. Alles das wird den vielseitigen, totalen Menschen der Zukunft charakterisieren, den Menschentyp, der einer dynamischen Kultur, deren Wegbereiter und Träger wir sind, am besten entspricht."

Was aber wäre der Mensch vor dem Neuen, wenn er nicht Vertrauen in die Zukunft aus Vergangenem ziehen könnte? Welche Rolle die Tradition als Realität in gutem Sinne spielen kann, zeigt die Auswahl schottischer Stimmen im Septemberheft von The Twentieth Century. aus den Beiträgen von Thomas Carlyle, G. S. Fraser, John Holloway, W. A. S. Keir, Edwin Morgan, Burns Singer spricht auch die geistige Landschaft, in der Hume und Adam Smith zuhause waren. Melancholisch, fast ein wenig rührend, nimmt sich daneben aus, was Karl Wolfskehl dazu gesagt hat. Die Zeitschrift des Darmstädter Ludwig-Georgs-Gymnasiums Agorá hat ihr Oktoberheft 1955 dem Andenken des großen Mitschülers gewidmet. Außer einer wertvollen Bibliographie und Kapiteleinleitungen von Walter Euler zu Wolfskehl-Texten enthält das Heft eine Würdigung Wolfskehls durch Fritz Usinger, und einen ergötzlichen Schulaufsatz, den die Nichte, Lotte Kühner, einmal über den Onkel schrieb. Die Liebe und der Respekt, die aus allem sprechen, tun gut in einer Zeit, die unheilbares Unrecht gerne verdrängt. Wolfskehl schreibt: "Immer aber wird es Sorgende geben und Strenge, die auch in der sehr veränderten Welt dem Geiste dienend, unserm Geiste, dessen wahrhaftige Denkmäler und Ursprünge betreuen und festhalten. Wieviel oder wie wenig übrig-bleibt, ist kaum anzuschlagen und gar nicht von Belang: wer unter den ältlichen Schwarzsehern von heute um "unersetzliche Verluste" bangt, mag jetzt schon "vorsorglich" sich in Tränenströmen baden. Denn von ihm aus, vom Bildungsmenschen der abgesunkenen Ewe aus gesehen, wird nur ein winziger, ein kümmerlicher Rest sich erhalten.

Dieser Rest aber - ach wo schafften es nicht die Minderheiten? - wird, zunächst vielleicht ganz unterirdisch, da sein in ungeschwächter Formenskraft. Wie sich seine Träger selbst nach außen sichern in fremd gewordener Zeit, womit sie sich fristen, ob sie ihre Mission vollführen als Geheimauftrag, oder ob der Tag darum weiß und sie billigt, wollen wir nicht fragen. Es ist auch höchst gleichgültig. Sie werden benötigt vom letzten Leben selbst, vom Genius unseres Geschlechts heraufgerufen, an Tenne gestellt und Kelter, für ihre Notdurft wird also vorgesehen sein. Eine Gemeinschaft der Harrer und Hüter hat es immer gegeben und zumal in den Zeiten der Entgottung. Ihre Glieder aber erhielten sich, sonderlich wenn und gerade weil sie sich nicht "durchsetzten".

Der selbe noble Geist spricht aus dem Briefwechsel zweier Dichter, die sich wahrhaftig durchgesetzt haben. Wir verdanken den Einblick den Schweizer Monatsheften, die im September 1956 unter anderen Briefen Hermann Hesses seinen Brief an Thomas Mann vom Januar 53 veröffentlichen. Dort heißt es: "Ein merkwürdiges Geheimnis ist es um unser Gefühl (denn es ist durchaus auch das meine), es sei unser Werk nicht zum Eigentlichen zu zählen, nicht zum absolut Gültigen und Echten, zum Klassischen und Fortdauernden. Zum Teil beruht dies Gefühl ja auf etwas Objektivem, auf der Tatsache, daß die Echten und Großen, die Klassischen, eben jene Probe überstanden haben, die den Lebenden noch bevorsteht. Sie haben die Periode, da die Welt ihrer satt war und neue Größen rühmte, und die ja oft recht lang dauern kann, überlebt, sie sind aus dem Grab und der Versenkung wieder auferstanden.

Aber mir scheint, es ist nicht nur das. Sondern es gibt unter den Künstlern, wie unter den andern Leuten auch, den Typ, der das Glück und die Frechheit hat, an sich zu glauben und auf sich stolz zu sein, Leute wie den Benvenuto Cellini etwa, vielleicht gehören auch Hebbel, Victor Hugo, vielleicht auch G. Hauptmann zu diesem Typ, und außerdem noch viele Kleine, die eine ihnen nicht bestimmte Größe und Dauer in einem pathetischen Selbstgefühl vorwegnehmen. Und zu diesem Typ, es mag um uns sonst stehen wie es möge, gehören wir nicht."

#### Der Arbeiter

IV. Kapitel aus dem Roman "Wandellose Götter"

Gottfried Kapp wurde 1897 in Mönchen-Gladbach als Sohn eines Eisengießers geboren. Sein eigenwilliger Entwicklungsgang führte ihn über Westfalen, Berlin und Italien nach Frankfurt. Am Abend des Judenpogroms von 1938 überfielen Hitlerleute seine jüdische Frau und ihn. Bei einer Haussuchung wurden unveröffentlichte Arbeiten des Dichters gefunden, in denen er seiner Verachtung des Systems Ausdruck gab. Darunter das Manuskript "Wandellose Götter", aus dem wir einen Abschnitt abdrucken, um in den nächsten Monaten ein weiteres Stück folgen zu lassen. Gottfried Kapp kehrte aus der Gestapohaft nicht zurück.

Nach einer frühen Berührung mit Lersch und den "Werkleuten auf Haus Nyland" veröffentlichte Kapp Gedichte, zwei biblische Zyklen und in der Reclam-Reihe "Junge Deutsche" 1928 und 1929 "Melkisedek" und das "Loch im Wasser". Dem Verlag Reclam ist auch die Neuauflage

einer Erzählung zu danken.

Es geht ein Zug vornehmer Geradheit durch das Werk dieses Unabhängigen, der kaum eine Schule besuchte, und gewiß wäre es ein Akt der Wiedergutmachung an der deutschen Literatur, wenn Kapps Nachlaß in sie einbezogen würde.

D. R.

Geduld, liebe Freunde! Ich habe eure Aufforderung, von meiner Zeit im Süden zu erzählen, nicht vergessen. Doch während ich hier saß und meine Gedanken ein wenig sammelte, stiegen jene Erinnerungen vor mir auf. Andere verschwieg ich, die mir ebenso sehr Liebesahnungen scheinen und, wenn das Wort nicht zu anmaßend ist, Leib- und Wahlverwandtschaften erweckten mit vielem, was jenseits der Alpen war und vielleicht noch ist. Wach wurden sie mir, so wach und klar wie damals, als wir endlich aufbrachen. Sie hafteten stärker als die Schilderungen von unzähligen Büchern. Aber auch darunter waren einige, die vielleicht noch stärker waren als das Leben, weil sie von Künstlern waren, diesen seltenen und begnadeten Menschen, die das Dasein bis auf den Grund erschauen und mit ihrer stillen, unwägbaren Kraft so unwiderstehlich, so faßbar wiedergeben, daß es mehr scheint als dieses selber. In ihnen leben die alten Götter auf, wie sie ursprünglich erschienen und gesehen worden sind, in reiner unveränderlicher Gestalt; denn wären sie Götter, wenn sie einem Wandel unterlegen wären, und könnte man Göttern glauben, die nichts als eine Meinung sind? Wie leuchtend machte Phidias die Athene! Nein, die Götter wandeln sich nicht. In der Zeiten Dämmerung verblassen sie nur, als ob sie nicht teilhaben wollten an den Untergängen. Das ist ihr Stolz und ihre Sicherheit. Doch wenn der göttliche Mensch sie ergreift, so treten und leuchten sie wieder hervor, und das Dunkel ringsum läßt sie dann noch strahlender sein. Solche Menschen gleich dem Phidias, waren bei uns Winckelmann, Goethe und Burckhardt. Winckelmann, der aus der preußischen Armseligkeit aufbrach, um die Schönheit zurückzuerobern; Goethe, der sich, nach dem

tiefsten Medusenblick in der Menschheit Jammer, zur Norm erhob. Erinnert euch seiner Worte, die er aus den dem Pythagoras zugeschriebenen "Goldenen Sprüchen" genommen hat:

"... Und wenn du's vollbracht hast, wirst du erkennen der Götter und Menschen unänderlich Wesen, drinne sich alles bewegt, und davon alles umgrenzt ist. Stille schaun die Natur, sich gleich in allem und allem,

Nichts Unmögliches hoffen und doch dem Leben genug sein."
Und nichts Unmögliches hoffte und doch dem Leben genug war
Burckhardt, der wieder von der Schönheit zu schweigen begann, weil der
Pöbel anfing, sich ihrer zu bemächtigen. Welcher Stolz und welche Tapferkeit gehören dazu, sie, die Löserin der Stimme, zu verschweigen, eine
Tapferkeit, von welcher die Männer der heroischen Gebärde nichts
ahnen, die ihn nun beiseite schieben wollen. Er lächelt dazu sein sokratisches Lachen, er verachtet ihre Verachtung, er, der das Schwerste nicht
nur ertrug, sondern ein volles Leben daraus machte, mit der Schönheit
verbunden zu bleiben bis an sein Ende. Doch, es ist das Letzte, vom
Genius zu reden, und in welcher Ferne liegt jetzt von uns die behutsame
Stunde, die Wahrheit über, unter und zwischen seinen Worten zu erlauschen, jetzt, wo an Worte jeder den papierenen Fetzen seiner Meinung
heftet.

Steigen wir hinab in unsere Welt. Ich will euch noch die Erscheinung des italienischen Straßenarbeiters herbeirufen, weil sie mir in meiner Welt, in der es doch nur Despoten und Sklaven gab, so viel bedeutet hat. Es gab darin nur Menschen, die von früh bis spät zwischen düsteren Fabrikmauern eingesperrt waren, die mittags hastig nach Hause liefen, ebenso hastig ein dünnes Essen verschlangen, um dann bis zum späten Abend an den Ort zurückzukehren, wo sie das taten, was man ihre Arbeit nannte. Sie arbeiteten aber nicht, sie schufteten. Es gab in dieser Welt Fabriken und Maschinen, eine größer und interessanter als die andere. Ich trieb mich gern darin herum; denn töricht wäre es, das Fatum zu verleugnen oder ihm aus dem Weg zu gehen. Bei diesen Streifereien geriet ich eines Tages in eine Straße, in der ein Graben für die neue Kanalisation aufgebrochen wurde. Der schmale Graben war schon sehr tief. Durch Bohlen und Grubenhölzer war er in Stockwerke geteilt, und der Sand wurde aus der Tiefe von Stock zu Stock ins Freie geschafft. Italiener verrichteten die Arbeit, und ich sah einem, der oben den Sand beseitigte, eine Zeitlang zu. Zuweilen kam ein Aufseher den Graben entlang. Obwohl mein Mann ununterbrochen die Schüppe in den Sand steckte, sie gefüllt anhob und den Sand dann mit einer Wendung seiner linken Schulter hinter sich warf, hatte jener immer etwas zu schreien und zu schelten. Der junge Italiener arbeitete indes unverdrossen weiter. Plötzlich aber, in dem gleichen Augenblick, als mir dieses Tun der mir bekannten Schufterei so ähnlich schien wie ein Ei dem andern, warf der Mann, trotz der Nähe des furchtbar gestikulierenden Aufsehers, die Schüppe hin, nahm seinen Rock mit einem leichten Schwung auf die Achsel und ging quer über die Straße, wo vor einer Holzbude ein paar Tische und Stühle standen. Fester und unbefangener habe ich nie einen Mann gehen sehen. Er setzte sich mit der gleichen Anmut hin, mit der er gegangen war. Der rote Wein, der ihm aus einer dicken, strohumhüllten Flasche eingeschenkt wurde, ging ihm sichtlich so wohlig ein wie die wenigen Minuten der Ruhe, die er sich gönnte und gelassen kostete. Jeder Gedanke an die Arbeit war von seiner Stirn geschwunden. Nachdem er den Wein getrunken hatte, kehrte er, den Rock über der Schulter, an seinen Platz zurück, um mit demselben Fleiß weiter zu arbeiten wie zuvor. Auf diese Weise, sah ich in der Folge, unterbrach er seine Arbeit öfter am Tage. Die kurze Ruhepause unterhielt seine bewundernswerte Elastizität, und nie hatte man den Eindruck, daß dieser Mann sich quälte. Wie er taten auch die andern, auch die in der Tiefe; aber dieser junge Mensch hatte etwas in seinem Wesen, das mir, wie es keine noch so logische Gedankenfolge könnte, bewies: es gibt zwischen Schuften und Arbeiten einen Unterschied, welcher derselbe ist wie der zwischen einem Sklaven und einem Arbeiter. Dieser fleißige Mensch nahm sich, was ihm notwendig war, und seine Haltung verriet, daß er sich dieses nie und unter keinen Umständen nehmen lassen würde. Für den Tätigen bestand die Freiheit auch in menschenwürdigen Freiheiten. Seine Feste und seine Erholung ließ er sich nicht befehlen, und so erschien der aufgeregte, an dem Graben bloß vorbeispazierende Aufseher neben ihm als ein überflüssiger und komischer Mensch, der jenem zum divertimento sogar recht brauchbar schien.

An den Mann habe ich oft gedacht. Es war, da wir dazu genötigt sind, nicht über die Arbeit aber über gewisse Arbeitsverhältnisse viel nachzudenken, eine meiner produktivsten Begegnungen. Am lebhaftesten erinnerte ich mich seiner, als wir in Mailand aus dem Zug stiegen. Dort wurde der Bahnhof um- oder neugebaut, und wie ihm erging es auf natürliche Weise allen zu ihm führenden Straßenadern. Das äußere Bild der Stadt war zugeschüttet von Sand- und Schutthaufen. In den schmalen Durchlässen versperrten die zusammengedrängten Menschen den Durchblick; aber das innere Gefüge, die Blut- und Nährbahn der alten Festung, lag bloß, und ihr brauchten wir nur zu folgen, um ein Bild von ihrer Planung und ihrer Lage zu gewinnen, das gewiß die gleichen Dienste leistete wie das, das man hoch vom Turm aus gewonnen hätte. Es war ein schöner Tag, Ende Oktober, und wir verbrachten ihn ganz unter den vielen Erd- und Steinarbeitern, Rohr- und Leitungslegern, die alle fleißig, laut und guter Dinge waren, und zum Schluß die Osterien, die nur über schmalen Planken zu erreichen waren, mit ihrer Müdigkeit und Resignation füllten und wider Erwarten kaum ein Wort hin- und herübersprachen.

Nichts hätte uns abhalten können, am andern Morgen unsern Plan emsiger zu verfolgen und uns weiter unter diesen Menschen zu verlieren. Doch gerieten wir schon sehr früh auf den Domplatz. An seinen hohen Randhäusern hingen hier und da ein paar Teppiche aus den Fenstern. Sonst zeigte sich nirgendwo etwas Besonderes, und wir beschlossen, in den Dom zu gehen, da sich einmal die Gelegenheit bot. Das Leben in dem weiten Raum unterschied sich kaum von dem des Platzes.

Auch hier spazierten und eilten Menschen; sie diskutierten und lachten untereinander, und es verging eine ganze Weile, bis wir uns an diesen neuartigen Brauch gewöhnt hatten und zu unserm Rundgang aufbrechen wollten. Doch da traten zwei Männer zu uns. Ihre massigen Leiber und Gesichter waren wenig vertrauenerweckend, und sie geboten uns barsch, den Dom zu verlassen. Den gleichen Befehl gaben sie den andern Leuten. Die Italiener folgten sogleich. Wir schlossen uns an und suchten vergebens, die Ursache dieser Tempelaustreibung zu erfahren. Alle drängten zu den Portalen; aber diese waren inzwischen von außen verschlossen worden, und nur durch eine Seitentür kam man ins Freie.

Der Domplatz, den wir überschreiten wollten, hatte sich in der kurzen Zeit aufs Unglaublichste verändert. Schon hingen aus fast allen Fenstern und Balkonen Teppiche. Fahnen staken in den Fassaden der Häuser; Fenster und Dächer standen voll Menschen, und auf dem Platz war es so voll, daß an ein Durchkommen nicht mehr zu denken war. Umzukehren war nicht mehr möglich. Polizei riegelte hinter uns bis zur Freitreppe des Doms, auf die niemand mehr hindurfte, den Platz ab, und doch drängten von der andern Seite immer mehr Menschen auf uns ein. Es war, als ob wir zerniert würden, und wir standen eingekeilt, die Arme in den Leib gedrückt, von unsersgleichen auf eine widerwärtige Weise in den Mahlgang gestoßen. Geschrei, mißtöniges, unverständliches Geschrei, umgellte uns, und in diesem Lärm, in diese würgende Enge stießen nun mit donnernden Motoren rücksichtslos ein paar Automobile, die bis zur Freitreppe des Doms eine Gasse bahnten, dann die Kühler gegen uns kehrten und den Raum vor der Treppe noch um einige Meter in der ganzen Breite leerten. Hinter den Automobilen rückten Schwarzuniformierte ein. Sie besetzten im Nu die Ränder der gebahnten Gasse und verteidigten sie mit gezogenen Waffen gegen das Überfluten durch die Menge.

Nun zogen, an die zwei Stunden lang, durch den gewaltsam geschaffenen Weg Fahnen und Schilder tragende Kolonnen ein. Wohin sie verschwanden oder wo sie postiert wurden, war nicht zu ersehen. Jeder Abteilung wurde ein Schild vorangetragen, welches als Aufschrift den Namen irgendeiner großen Stadt der Welt zeigte: New York, Londra, Amburgo, Berlino, Francoforte, Sidney, Yokohama, Oslo, Kairo usw. Aus keinem Erdteil felten die bekannten Städte. Nur Petersburg und Moskau hatten anscheinend keine Abordnungen geschickt, vielleicht, weil die Wahrheit dann auch aus dem tollen Rausch, der sich immer mehr steigernden Begeisterung hinausgeragt und jedermann gesehen hätte, daß die Abordnungen der herrschenden italienischen Partei aus jenen fernen Städten höchstens deren Beauftragte sein konnten und für gewöhnlich nicht allzuweit von Mailand ihr Leben verbrachten. Wir kamen aus der Welt und hatten am Tag vorher auch hier der bitteren Wahrheit dieses Lebens ins Gesicht geschaut, den abgrundtiefen Gesichtern der Tätigen, während sich hier eine Riesenmenge von ienen versammelt hatte, um deren blind aufgeweitete Augen und offene Münder eine wüstenhafte Leere liegt, die hungrig und gierig ist nach dem bequemen Glück der Lüge, womit die Despoten aller Zeiten diese Gedankenlosen gelenkt und durch sie die Edlen erniedrigt haben. Daß es sich um die bestellte Huldigung für einen solchen Mächtigen handelte, war aus dem Schreien und Lärmen nun zu erahnen. Wir glaubten ihn jedesmal gekommen, wenn einem allein zwischen den Kolonnen marschierenden Uniformierten ein heiseres Gebrüll entgegenbrandete und von den Balkonen Blumen auf ihn niederregneten. Doch keiner von diesen war der Erwartete.

Das Motorengeheul von immer wiederkehrenden Flugzeugen überwältigte nun das Toben auf dem Platz. Scharen von Tauben flogen erschreckt aus ihren Verstecken in den Nischen und Türmchen des Doms, hilflos und ängstlich flatternd. Während alle Blicke sich nach oben richteten, marschierten Soldaten in schwarzen Hemden und schwarzen Kopfbedeckungen, die Gewehre geschultert, in den leeren Raum vor der Freitreppe. Zwei rote Samtsessel mit vergoldeten Lehnen wurden vor die Portale gesetzt, und kaum, daß sie dort standen, stieg ein vieltausendstimmiger Schrei aus der Menge. Die Schwarzhemden pflanzten ihre Käppis auf die Bajonette und stießen sie zu hunderten Malen in die Luft. Die Domfassade verschwand hinter Gewehrläufen und schwarzen Mützen; aber die leeren Sessel rührten sich nicht. Endlich, es mag gegen halb zwölf gewesen sein, eine orgiastische Erschütterung ging durch die Menge, das Schreien überschlug sich, einer schien dem andern die Kleider vom Leib reißen zu wollen, endlich stiegen zwei Männer vor uns die leere Treppe hinauf: ein hinfälliger, hagerer, in den Knien knickender Greis mit weißem Kopf- und Schnurrbarthaar, gekleidet in eine hellgraue Uniform. Sein langer Säbel schepperte hinter ihm die Stufen hinauf. Geführt wurde er von einem breiten, stämmigen Mann, in brauner Uniform, der ihm nicht ganz an die Brust reichte, ein Anblick so komisch wie der, von dem der scharfsinnige Edle von der Mancha und sein fetter Stallmeister ihr unsterbliches Leben haben. Und wie Sancho dem Ritter von der traurigen Gestalt, so ließ auch hier der Dicke und Runde dem Hageren den Vortritt und die Ehre. Er hieß ihn, sich auf den Sessel setzen, während er, mit einem Lächeln zum Platz gewendet, für sich selbst den zweiten für überflüssig erklärte, majestätisch bescheiden an der höchsten Stufe der Treppe vorbeischritt und sich auf einen ihrer riesigen Eckblöcke aufpflanzte. Wir standen fünfzehn Schritte von ihm entfernt, nur durch die schirmenden Schwarzhemden getrennt, und hatten Muße, den Heros zu betrachten, der lächelnd den Ausbruch des Beifalls für seine Bescheidenheit genoß und sein Ausebben erwartete. Blank blitzte der Lack seiner Stiefel. Über die Brust lief wagerecht ein Band wie aus einem Regenbogen geschnitten und verstärkte, vereint mit den ausladenden Hüften, die Breite seines Rumpfes. Der Waffenrock war vom besten Schneider; nur die Schultern waren allzusehr ausgestopft. Sie gaben ihrem Träger das quadratische Aussehen des Marmorblocks, auf

dem er stand. Schlaff hingen die fetten Wangen; die brutalen Gesichtszüge verzerrten sein Lächeln zu einem kindlichen Grinsen. Der Boxer, der Ringer, der Matador, der Heros des zwanzigsten Jahrhunderts stand dort, und zu ihm hinauf floß spürbar die religiöse Inbrunst der Leeren, der Formlosen, der Vielen, der Schwachen, der Schmarotzer dieses gleichen Jahrhunderts, die es jenen ermöglichen zu sein. Ja, man spürte dieses inbrünstige Drängen der Verführten und der Schwachen; ein Fließen, ein Strömen gegen den Dom hin so stark, daß es einen Augenblick schien, nur die Intensität der Hinneigung bewirkte das Höchste in der Menschenbrust.

Der Heros schnellte den Arm in die Luft. In das entstehende Schweigen hinein ließ er dann die geballte Faust niedersausen und schrie:

"Italiani!"

Es muß eine mystische Erleuchtung in dieser Anrede verborgen gewesen sein; denn, statt auf das weitere zu warten, schrie und tobte die Menge und gebärdete sich wie eine Versammlung von Besessenen.

Wieder warf der Redner die Rechte in die Luft; wieder sauste die Faust nieder, und wieder setzte das Schreien und Rufen ein, ehe mehr als ein Wort über seine Lippen gekommen war. Drei- oder viermal wiederholte sich der gleiche Vorgang; aber endlich war man seiner müde, wollte zuhören und wurde still. Noch waren die Worte des Sprechers in dem verrauschenden Lärm unverständlich; man sah nur die sich heftig bewegenden Lippen, die auf- und niedergehende Faust. Doch allmählich wurde es stiller und stiller. Die ungestüme Hingabe war einer feierlichen, gebietenden Erwartung gewichen; jetzt mußte die Offenbarung kommen, und die Menge erwartete sie mit gebeugtem Nacken.

Der Heros sprach. Doch in seine Sätze hinein schrie nun aus der Ferne eine Fabriksirene mit ihrem durchdringenden und klagenden Ton, laut und unaufhaltsam die mittägliche Stunde kündend. Der Redner verstummte. In die Menge fiel ein lähmendes Entsetzen. Stumm und rasend mußte sie den ungeheuren Frevel, die Störung ihrer Andacht, dulden. Ein Stöhnen der Befreiung erhob sich über dem Platz, als die Schänderin nun endlich schwieg. Der Redner lächelte verlegen und hub von neuem an. Es muß aber Mailand eine sehr tüchtige Stadt sein mit vielen Fabriken, die alle ihre eigene Zeit besitzen. Denn kaum hatte jener wieder zu sprechen begonnen, dröhnte aus einer anderen Richtung eine andere Dampfsirene, und so wiederholte sich der Kampf zwischen dem Redner und den Sirenen durch fünf Minuten hindurch; denn solange scheint in Mailand die eilende Sonne im Zenith zu verweilen.

Die Andacht und die Anbetung waren für immer gestört. Der Heros schlug noch einmal mit der Faust durch die Luft, dann kehrte er zu dem Ritter von der traurigen Gestalt in dem Sessel zurück, um gleich darauf mit diesem von der Freitreppe zu verschwinden.

Mit jener wohlehrbaren Behäbigkeit, die dazu dient, die innere Nüchternheit und Ernüchterung zu verbergen, verlief sich der Haufen hinter dem Mann, der, wie jener überflüssige Aufseher am Graben, am Rand der Domtreppe seine leeren Worte und Gesten verschwendet hatte. Die

schwarzen Banditen sammelten ihre Käppis, schulterten ihre Gewehre und zogen gleichfalls ab, enttäuscht wie jener gaffende Haufen. Die Tätigen, die Freien, die Gedankenvollen, die Lebendigen, diejenigen, welche die Last dieser Welt tragen, und die, welche ihre Schönheit hegen, waren zu diesem Schauspiel nicht gekommen. Träge und mit hängenden Mienen schlichen nun die hier Eingepferchten davon. Vergebens suchte ich ein Angesicht wie das junge, frische und reine des Menschen, der vor der Holzbude seinen Wein getrunken hatte; vergebens spähte ich nach dem adligen Gang aus, der mit seiner Melodie einen Traum meiner jungen Jahre zum ewigen Fortklingen geweckt hatte. Nichts, nichts davon, und ich dachte, wie mit bettelhaft wenigem, mit welchen Lappen und Lumpen sich die Menschen begnügen, die ohne Beifallsnicken mas-

sierter Hohlköpfe nicht leben zu können scheinen.

Vielleicht denkt ihr jetzt: du bist mit zu großer Begeisterung aufgebrochen, dich haben Gesichter deiner gläubigen Kindheit verblendet, und du verdienst das Fehlschlagen der Erwartungen, die Enttäuschung beim Eintritt in das gelobte Land. Freunde, sprach ich nicht von der Stärke der Hingabe als dem Größten im Menschenherzen? Der Domplatz war leer geworden und schien in der hohen Bläue des Himmels zu schweben. War es nicht hier in Mailand, wo vor anderthalb Jahrtausenden ein unruhiger Afrikaner, müde der vielen Hingabe, der wilden Preisgabe, einen alten Lehrer nach seinem Gott frug? Kluge Frage, die wir nicht stellen, weil wir zum Schauen gekommen und nicht unruhigen Herzens sind. Weil ein solches Schauspiel, wie alles, was auf diese Weise heute geschieht, ohne Belang ist; die Quantität allein hat keinen Stil. Weil in uns die alten Götter leben, die uns die stolze Hingabe lehrten, ihnen allein und frei ins Angesicht zu sehen, wodurch wir lernten, sie von Scharlatanen zu unterscheiden. Fortgestoben waren ringsum die stickigen Schwaden der Bewunderung. Aus der stillen, unsagbar klaren Luft des leergewordenen Platzes winkten uns die alten Götter, und wir ahnten die Nähe ihrer ewigen Wohnungen.

So fuhren wir weiter eine Nacht durch. Als der Tag heraufging,

riefen die Schaffner:

"Roma!"

Es regte sich nichts in uns; es winkten die alten Götter und wir fuhren weiter.

#### **VORWURF**

Du hast den Duft aus den Rosen genommen und dem Regen, der in mein Herz fiel, zu tönen verboten. Du hast die Saite zerrissen, die leuchtend gespannt war zwischen meinem und deinem Auge. Auf launischen Blättern treibt mich die Jahreszeit von dir.

Kurt Sigel

# LITERARISCHE RUNDSCHAU

#### Martin Kessel und sein Max Brecher

Man stelle sich vor, ein junger Dichter von fünfundzwanzig Jahren, dem eine hervorragende Erzählung, "Die Schwester des Don Quichote", den Kleistpreis von 1925 eingetragen, und den die alte "Frankfurter Zeitung" in den exklusiven Kreis ihrer Mitarbeiter aufgenommen hat, wendet nahezu ein halbes Jahrzehnt seines Lebens daran, dieses episch zu durchleuchten, nicht so sehr im autobiographischen, als in einem erkennerischen und bekennerischen Sinn – und mit unerbittlicher Gesetzmäßigkeit kristallisiert sich die geistige Position. Die selbstlose Gattin stellt ihre eigenen literarichen Pläne und Werte zugunsten eines Kinderbuchhandels zurück, um die ungestörte Entstehung jenes Werks zu ermöglichen, das sich der viel abenteuerlicheren und gefahrvolleren Pädagogik der menschlichen Selbstachtung verschrieben hat und überschrieben hat mit dem alles andere als kindlichen Titel "Herrn Brechers Fiasko": es war, als bedurfte die zwielichtige und fragwürdige Alchimie der epischen Wahrheitssuche, die sich hinter den Vorhängen des Ladens vollzog, der Tarnung durch unbeschwerte Kinderstimmen und lichtes Glöckchenspiel.

Das Werk gelang und mündete in der Produktion eines angesehenen Hauses. Keinem politischen Dogma verpflichtet, enthielt das Buch doch soviel sozial-kritisches Dynamit, daß die kulturpolitischen Schergen Hitlers sich beeilten, den Funken auszutreten: so zog man den Roman, der schon im Buchhandel kursierte, wieder zurück. Der Vertrag wird großzügig gelöst — aber die dich-

terische Laufbahn ist ein- für allemal empfindlich gestört.

Sollte es nicht schwermütig stimmen, daß erst zehn Jahre seit dem Ende des Dritten Reiches vergehen mußten - und fünfundzwanzig Jahre seit der Entstehung - bevor sich ein ideell gestimmter Verleger, Suhrkamp nämlich, des Romans angenommen hat? Es ist offenbar ein deutsches Nationalverhängnis, daß geistiges Unrecht zu beseitigen nicht so sehr als selbstverständliche öffentliche Aufgabe, sondern als eine Art Privatvergnügen empfunden wird, denjenigen vorbehalten oder besser: "anheimgestellt", die sich den Luxus der Einsicht, der Hilfsbereitschaft und künstlerischen Passion erlauben können. Über der eifrigen und durchaus nicht kleinlichen Restauration von Maschinenhallen und Viehbeständen scheint die Reichsschuld hinsichtlich künstlerischer Entwicklungen noch nicht entdeckt worden zu sein. Es war, um ein Wort aus der stilistischen Welt Martin Kessels zu gebrauchen, wie verhext; es war, als hätte der Dichter mit seiner Max-Brecher-Gestalt den Teufel seines Schicksals so an die Wand gemalt, wie Brecher sein eigenes Fiasko nur durch die zwanghafte und krankhafte Sucht nach Wahrheit heraufbeschworen -, und auch sonst steht es außer Frage, daß der Autor sich in seine Hauptgestalt hineinprojiziert. Es ist im Grunde ein Wunder der dichterischen Vorstellungskraft, daß Kessel das Fluidum und das Milieu des Angestelltendaseins eines großen Berliner Geschäftshauses mit beklemmender Stimmigkeit trifft, ohne doch jemals selber angestellt gewesen zu sein.

Der Roman (Suhrkamp, 486 S. DM 17,50) besteht nicht so sehr aus Aktion, als aus Reflexion; und dennoch zittert in jeder Zeile das verborgene Erdbeben der Alltagsdramatik mit all ihren Peinlichkeiten, Trostlosigkeiten und kleinen Freuden, die oft hektisch und lüstern sind.

Das Werk zeigt uns die Entwicklung, die zur Entlassung des verkrachten Akademikers und seltsamen Heiligen Max Brecher führt, und die sein eigener früherer Studienfreund, Bürokollege und dennoch: Gegenspieler Dr. Geist nach dessen Avancement zum Abteilungsleiter veranlaßt. Brecher führt fortwährend Reden, die man als Destruktion der Betriebsmoral empfindet, und die längst durch alle möglichen und unmöglichen Kanäle bis zu "Seiner Nullität", dem aus cäsarenhafter Großmacht und geistiger Impotenz zusammengesetzten Generaldirektor Ua — Ua gedrungen sind.

Eine Reihe von Kollegen, Insassen der engen, dumpfigen und immer gefährdeten Arche Noah auf der Sintflut des mechanisierten Alltags, sind scharf charakterisiert — nicht so sehr durch äußere Profilierung, als durch ihr Denken und Tun: da ist die hinkende, bebrillte Gudula Öften, deren Hysterie die gleichsam wattierten Formen eines ständigen, rührend hilflosen Strebens nach Kompromissen im Namen der Menschlichkeit hat, — da ist die proletarische, von keiner Herkunft und Bildung beschwerte Tüchtigkeit der kleinen Frieske, die jeden Tag von Lichtenberg kommt, und die ihre Kollegen aus den westlicheren und vornehmeren Gefilden Berlins, die Geheimratstochter Mucki Schöpps, die von Dr. Geist erst verführt, dann doch noch geheiratet wird, mit ihrem "Klassenhaß" heimlich verfolgt.

Das entscheidende kompositorische Merkmal dieses Romans besteht darin, daß er sich nicht etwa damit begnügt, den begrenzten Ausschnitt der Bürowelt zu treffen, sondern daß er das menschliche Geschehen in der Abteilung auch außerhalb dieser Sphäre verfolgt und in seiner ganzen Tiefe zu treffen versucht. Das zentrale Hauptgeschehen, das eigentlich ein Haupterleiden ist, spielt sich in jener Abteilung Propaganda ab, in der Dr. Geist, Brecher, der temperamentvolle, aber gefügige Coty mitsamt dem Team der Sekretärinnen und Angestellten ihre Arbeit verrichten. Man erfährt aber kaum, was denn nun eigentlich im einzelnen gearbeitet wird - es sei denn, der eine und andere Propagandatext, der dort entsteht, wirft auf die menschliche Gesamtsituation einen ironischen Blitz, von der Martin Kessel das äußere Bürogeschehen wie einen Uhrendeckel emporgeklappt hat, um das zitternde Triebwerk der menschlichen Existenz bloßzulegen. Die familiäre Saloppheit, die Stimmungen und Spannungen des Büroalltags, die kleinen Sticheleien auf der Skala zwischen feindlicher Auseinandersetzung und scherzendem Zeitvertreib sind großartig getroffen; nur büßt die Dialogführung öfter an Echtheit ein, weil der Verfasser seinen Gestalten einen Witz und eine aphoristische Schlagfertigkeit andichtet, die man entweder nur ihm selber oder Herrn Brecher

Neben das Hauptstück des Bürogeschehens gruppiert der Dichter je ein Seitenstück, das die Familienatmosphäre, die Herkunft der beiden Sekretärinnen Elisa Frieske aus Lichtenberg und Mucki Schöpps aus der Dahlmannstraße betrifft. Frau Geheimrat Schöpps, die schließlich, verwitwet, vereinsamt, noch als todkrankes Gespenst ihrer selbst im Rollsuhl ihre gesellschaftliche Würde zu wahren und mit ihren Ansichten auf die hübsche, leichtlebige

Mucki einzuwirken versucht, ist auf bestimmte Redensarten und Angewohnheiten hin pointiert, ebenso Elisas Stiefvater Alt-Schilhanek aus Lichtenberg, der eher eine Revolution entfacht, als seiner "Ollen" den Eimer heraufzutragen.

Als Fußstück zu diesen beiden Seitenstücken gesellt sich das seelische Interieur der Gudula Often hinzu, sei es in Form ihres Tagebuches, sei es in Form ihres "Ateliers" in Friedenau, wo am Schluß des Romans Max Brecher noch einmal erscheint, um Gudula davon zu überzeugen, daß ihre ganze Kompromißbereitschaft, ja ihre Liebe zu dem entlassenen Mann, dessen tiefe Vereinsamung und Verzweiflung an der Welt, wie sie durch seine Erfahrung in jener Firma entschieden wurde, nicht mehr beseitigen kann.

Das menschliche Gesamtgeschehen wiederum ist eingebettet, ja magisch eingetaucht in die noch größere Einheit der Großstadt Berlin. Zug um Zug entkleidet sie der Dichter ihrer geographischen, politischen, ja selbst ihrer sozialen Bezüge, er durchstößt sie mit seinem Röntgenauge, um schließlich nur noch das nackte Bündel zuckender Schicksalslinien sichtbar zu machen; und so überschreibt der Dichter einen Abschnitt seines Romans denn auch: "Aufriß einer nackten Existenz".

Auf diese Art entstand eine grelle Phänomenologie des Erbarmungslosen und Verlorenen in dieser Stadt, über die Kessel jenseits jedes billigen Lokalpatriotismus Formeln geprägt hat, wie man sie sich tiefer und treffender nicht vorstellen kann.

Es liegt auf der Hand, daß Kessels Max Brecher in Döblins Franz Biberkopf so etwas wie einen proletarischen Onkel hat, aber nicht in dem Sinne, daß Kessels Prosa anders als originell, eigenständig und einmalig wäre. Die nervöse Auflösung der erzählenden Prosa in Reflexe und Erinnerungsfetzen, wie sie in Döblins Roman zu gipfeln scheint, bewegt sich bei Kessel abermals auf einem neuen Weg, ohne daß er ein Rückweg wäre: der Dichter des "Brecher" begrenzt sich auf einige grundsätzliche Bewußtseinskanäle, die er mit dem Fanatismus der Genauigkeit bis in die letzten Konsequenzen erschöpft; und statt, wie Döblin, seine Gestalt nur noch ein zuckendes, willenloses Reflexbündel sein zu lassen, setzt er der Nervosität der Außenwelt die harte und gleichsam heroische Gelassenheit einer exzessiven Nachdenklichkeit entgegen. So sind, als wollten sie der Betriebsamkeit des Büros und der glitzernden Eitelkeit des Stadtgetriebes eine lange Nase drehen, Exkurse, Monologe und aphoristische Betrachtungen in die Handlung gesprengt, müßiggängerische, kritische Räsonnements, die unter dem bohrenden Stich der Verbannung aus der Sphäre des Menschlichen wie eine Wunde brennen. Wenn Kessel auch seinen Döblin gelesen hat, so hat er ihn doch nicht weniger eigenständig verarbeitet, als Friedrich Nietzsche, den erkenntnistrunkenen Dialektiker, Frank Wedekind, den grotesken Menschenzeichner und die knisternde Menschheitsironie Thomas Manns; im übrigen deutet die eigentümliche Art der Metaphorik, die ihre Bilder nicht "herholt", sondern aus der unmittelbaren Umgebung heraus mit gedanklichen Parallelen und witzigen Deutungen assoziiert, auf jenen Humor, wie er noch jeder hervorragenden erzählerischen Potenz anhaftete, und wie er aus der Tiefe von Kessels vitaler Persönlichkeit blitzt. Wolfgang Grothe

#### Max Webers "Wirtschaft und Gesellschaft"

Die neue Auflage J. Winckelmanns (Tübingen 1956, Mohr. XVIII/1033 S.) will die Ausschöpfbarkeit des Werkes, seine Lesbarkeit als ein Ganzes erhöhen (Ztschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 105, 1949, S. 368) und geht deshalb über die erwartete, gleichsam routinemäßige Bearbeitung weit hinaus. Sie wagt also um jenes Zieles willen Eingriffe in den uns vertrauten Text, die unsere be-

sondere Beachtung fordern.

Sprechen wir aber zuvörderst von den Routine-Verbesserungen, die wir stichprobenmäßig durchprüften. Hier ist das beinahe verdreifachte Register dankbar zu erwähnen und die — in einem be-scheideneren Sinn für die Lesbarkeit des Werkes ausschlaggebende – sorgfältige Ausmerzung der z. T. ärgerlich sinn-störenden Druckfehler und verderbten Textstellen zu begrüßen (selbst wenn sich doch wieder einzelne Druckfehler einschlichen); bei den textkritischen Erläuterungen wäre angesichts ihres viel-fältigen Inhalts (zum Text Webers wie zu Winckelmanns Umordnung; Belege zu den bei Weber benannten Autoren wie über neuere Literatur) eine Aufgliederung für Benutzung und Durchsichtigkeit der Bearbeitung förderlich gewesen; schon deshalb, weil das Unterfangen, einen "endgültigen" Text herzustellen gar nicht unproblematisch geraten kann: Nicht alle Verbesserungen schlagen ein (z. S. 733, Z. 20 v. u. ist z. B. die von Weber gemeinte - vgl. Textzusammenhang - und sinnentsprechende Aussage in ihr Gegenteil verkehrt; wenn auch in diesem Fall die Veränderung durch den Wortzusatz "nicht" erfolgte, der bei der Lektüre unmittelbar sichtbar wird, so wäre unmittelbare Kontrolle unmöglich, soweit sich der Text durch Weglassen eines Wortes ändert); die textkritischen Erläuterungen sind in manchem recht ungleichmäßig (z. B. wenn sie im Verweisen auf Vergleichsstellen z. T. nach Vollständigkeit zu streben scheinen, obwohl dies ebensowenig wie die stellenweise versuchte Heranziehung der neueren Literatur in ganzer Breite durchgehalten werden kann). Fügen wir hinzu, daß Hinweise auf den Erläuterungsteil bei den geänderten oder sonstwie dort behandelten Textstellen erwünscht wären.

Nun zu dem Versuch des Herausgebers, durch veränderte Kapitelfolge, Ergänzungen des Textes usw. die Ausschöpf-

barkeit des Werks zu befördern. Die Umordnungen (zunächst ohne Textergänzungen) sind im Bereich des bisherigen Teils 2 nicht ganz unproblematisch: So ist die Verschiebung des alten Kap. VI (Die Wirtschaft und die — gesellschaftlichen — Ordnungen) nach I zwar für sich genommen haltbar, sie hinterläßt aber das sehr kurze alte Kap. V ("Markt" — neu Kap. VI) zwischen Religions- und Rechtssoziologie ganz isoliert und so allen Gewichtes beraubt. Hier beeinträchtigt die Placierung nach Max Webers "ursprünglichem Plan" (1914: für den Grundriß der Sozial-ökonomik; vgl. Ztschr. f. d. ges. Staatswissenschaft a. a. O. 370 ff; vgl. bes. Winckelmanns darauf gestützte Stellungnahme zur Erstherausgabe von Wirtschaft und Gesellschaft, ebenda 369 und 376; vgl. aber auch seine eigenen Zweifel, z. B. textkritische Erläuterungen zu S. 187, Z. 21 v. u. sowie zu S. 235, Z. 9) die Verarbeitung der Zusammenhänge, d. h. die Lesbarkeit. Auch für die Placierung des neuen Kap. VIII (Politische Gemeinschaften) scheint die Rücksichtnahme auf jenen Plan nachteilig, da es seinen besten Ort wohl neben Kap. IV (Ethnische Gemeinschaften) fände, von dem es jetzt durch den Block aus Religions- und Rechtssoziologie — einge-klemmt zwischen diesem und dem Mon-strekapitel IX (Soziologie der Herr-schaft) — ganz getrennt wird. Die beiden großen Abhandlungen über die Religions- und die Rechtssoziologie sind eben nach Umfang, Inhalt und relativer Bedeutung so weit über den ursprünglichen Plan hinausgewachsen, daß sie die "normale" Abfolge zusammengehöriger Kapitel sprengen, während sie unmittelbar vor der Herrschaftssoziologie einen wünschenswerten Höhepunkt des bis dahin zu Behandelnden abgeben könnten.

Die Umordnung des alten Teils 3 (Herrschaftssoziologie), neuen Kap. IX von 2 überzeugt insgesamt. Die alten Kap. II, III, IV wurden sinnvollerweise zu dem ebenerwähnten Kapitel VIII zusammengefaßt und aus der Herrschaftssoziologie herausgezogen; auch die Auflösung des alten Kap. V (Legitimität) ist wohl begründet; "die Stadt", diese schöne und sehr selbständige Abhandlung, fand endlich neben "Staat und Hierokratie" einen einleuchtenden Platz: Diese beiden Kapitel, in denen Weber wesentliche Beiträge zum Werden der spezifisch okzidentalen Moderne hervor-

kehren wollte, geben dem Gesamtwerk (in seinem ursprünglichen Umfang) einen Abschluß, der der Gegenwartsorientiertheit von Max Webers Soziologie gerecht wird. Es wäre von hier aus höchstens noch zu erwägen, ob nicht die Umordnung weitergetrieben und der Abschnitt über die Bürokratie unmittelbar vor "Staat und Hierokratie" und "Stadt" gesetzt werden sollte (von Abschnitt 3 auf 6).

Bleiben die Ergänzungen, die Winckelmann neu in Wirtschaft und Gesellschaft einfügt: Die "drei Typen der legitimen Herrschaft" weisen zwar in ihrer abkürzenden Geschliffenheit auf ihre andere Bestimmung him (Artikel in preuß, Jahrbüchern), aber ihre Hereinnahme leuchtet ein. Schwieriger liegt es mit dem aus verschiedenen Schriften Max Webers zusammengesetzten Abschnitt über "die rationale Staatsanstalt...". Sein erster bleibt letztlich ohne Beziehung zu den übrigen Paragraphen (aus "Politik als Beruf" und "Parlament und Regierung"), deren Inhalt man an sich gerne beigefügt sieht. Freilich sollte das hier Gebotene als Ergänzung bezeichnet, nicht einge-gliedert sein, am besten als nüchterne Zusammenstellung (als sachlich oder — wie in der Tabelle, Ztschr. f. d. ges. Staatsw. a. a. O. 382 - gemäß der Folge des Originals geordnete Auswahl) wesentlicher Aussagen aus jenen Aufsätzen. In der vorliegenden Form stoßen sich die Erfordernisse sachlich gliedernder Umarbeitung (vgl. die textkritischen Erläuterungen zu S. 823-876) mit denen einer Textwiedergabe. Jene löst sich nicht genügend von der anders orientierten Stofffülle (z. B. 837, letzter Abs. und 862, Abs. 3), während diese vor allem in den Auslassungen (z. B. 832, Z. 8 v. u. — diese nicht unwichtig, weil Webers Gegenwartseinsichten zur revolutionären Legitimitätsableitung andeutend —, ferner 844, Z. 13 v. u. 860, Z. 28, 23 v. u., 869, vor Z. 9 v. u. etc.) und in Webers Temperament temperierenden Verbesserungen (vereinzelt auch außerhalb des hier besprochenen Abschnitts z. B. 684, Z. 7; dazu 833, Z. 22 v. u., 857, Z. 9 v. u., 864, Z. 4 — hier: "unsachliches Gerede" anstelle "modischen Literatengeredes" u. ä.) beeinträchtigt scheint. Vor allem aber liegt es angesichts der Prätension des geschlossenen Textes nahe, in diesem nicht die beabsichtigte Ergänzung (Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 386) sondern die webersche Staatssoziologie zu sehen.

Alle, denen "Wirtschaft und Gesellschaft" eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Bereicherung bedeutet, haben sich wohl eine umfassende Neubearbeitung gewünscht, aber es ist zu fragen, ob die gewiß über viele solche Erwartungen hinausgehenden Eingriffe der Neuauflage notwendig waren und vertretbar sind. Die Situation ist da freilich bei Wirtschaft und Gesellschaft eine besondere, indem schon die Erstherausgeber keine volle Einsicht in Webers letzte Pläne hatten und indem die verschiedenen Teile des Werkes nicht nur verschiedene Planungsgeschichten zugehören, sondern auch in so unterschiedlichem Maß zur Ausführung kamen, daß manche einer Anlehnungsmöglichkeit bedürfen, nicht unterzugehen, während andere so gewichtig wurden, daß sie schwächere Nachbarn erdrücken (s. o., bes. "Markt" gegenüber "Rechts- und Religionssoziologie"). So gibt es keine Textanordnung, die die Autorität des Verfassers in vollem Maß für sich beanspruchen könnte, auch nicht die des "ursprünglichen Planes" von 1914: An ihm wird sich zwar die Bearbeitung ausrichten, aber sie sollte das - im Interesse der verbesserten Erschließung des uns hinterlassenen Textes als eines geschlossenen Ganzen - noch stärker unter dem Vorbehalt nachträglicher weberscher Umakzentuierungen und -orientierungen tun.

Daß die neue Auflage Verbesserungen der Lesbarkeit erbrachte, ist m. E. nicht zu bezweifeln; ihr Wagnis, die Starre der überlieferten Form zu durchbrechen, hat sich also gelohnt und sollte auch gegenüber dem Argument der gefährdeten Arbeitskontinuität verteidigt werden. Freilich verpflichtet diese Zustimmung kommende Auflagen, auf dem eingeschlagenen Weg fortzuschreiten, wobei auch für die Sicherung der Arbeitskontinuität Forderungen anzumelden wären. So sollten die gewohnten bisherigen Kapitel- o. ä. überschriften den — z. T. wohl zu exactunanschaulich und nicht immer überzeugend — neu formulierten beigefügt werden.

Mit einiger Beklemmung vergleicht der Rezensent den alten mit dem neuen Preis des Werkes von DM 77,— bzw. 92,—. Wie soll es in Zukunft möglich sein, etwa begabten und interessierenden Studierenden zu einer Anschaffung zu raten, die für viele von ihnen einem guten Teil ihres monatlichen Einkommens gleichkommt?

Max Ernst Solms

Das Schillerjahr 1955, in dem des 150. Todestags Schillers gedacht wurde, hat uns eine große Zahl außerordentlicher Gedenkreden gebracht, die Dr. Bernhard Zeller, der Direktor des Schiller-National-Museums in Marbach, im Auftrag des Vorstandes der Deutschen Schiller-Gesellschaft in einem stattlichen Band herausgegeben hat: "Schiller/Reden im Gedenkjahr 1955" (Stuttgart, Ernst Klett Verlag. 419 S. DM 12,80). Dichter, Gelehrte, Forscher, zwei Politiker und ein Theatermann und schließlich ein Diplomat sind in diesem Buche mit Reden vertreten, die naturgemäß verschieden sind nach ihrem geistigen Rang und ihrer geistigen Haltung; verschieden auch nach der besonderen Wendung des Themas. Vorwegnehmend ist zu sagen, daß dieses schöne Buch zeigt, wie die Mehrzahl dieser Huldigungen auf einem erstaunlich hohen geistigen Niveau stehen, auf einem Niveau, das hoch über all de-nen steht, die in früheren Gedenkjahren wie 1905, 1859 und 1855 gesprochen wurden. Das mag für den geistigen Gehalt unserer Zeit sprechen, die jedenfalls in einer geistigen Führungs- und Oberschicht den Willen zeigte, sich mit dem Werk und der Welt Schillers auf eine Weise auseinanderzusetzen, die dem geistigen Reichtum und der hohen formalen Qualität dieses Werkes entsprach. Wir treffen in diesen Reden kaum irgendwo leeres Pathos und hohle Phrasen, dagegen viele klar formulierte Erkenntnisse, in denen sich Ehrfurcht und kritische Erfahrung berühren. Alle diese Reden sind getragen von dem Willen, unserer Gegenwart ein Schillerbildnis vor die Seele zu stellen, das gereinigt ist von allen Irrtümern, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts um das Werk Schillers gebildet haben. Diese Reden zeichnen ein Schillerbild, wie es sich aus der Betrachtung des Gesamtwerkes, vor allem auch der Prosawerke und dem heroischen Lebenslauf darstellt. In dem Bande sind auch Reden von führenden Literarhistorikern, die im deutschen Osten, jenseits des eisernen Vorhangs, wirken, wobei anzumerken ist, daß die Trennungslinie kaum fühlbar in Erscheinung tritt. Dr. Zeller hat versucht, die Reden im Hinblick auf ihren Inhalt, beziehungsweise auf die besondere Wendung des Themas zu mehr oder minder geschlossenen Gruppen zusammenzuordnen. Er eröffnet die Sammlung mit den Reden von Thomas Mann, Karl Jakob Burckhardt, Rudolf Alexander Schröder und Max Mell. Eine andere Gruppe bindet die Ansprachen von Theodor Heuss, André François-Poncet und Carlo Schmid zusammen. Ihr folgen die dem Dichtertum Schillers gewidmeten Reden von Gerhard Storz, Friedrich Beißner, Hans Mayer, Paul Böckmann, Joachim Müller und Wilhelm Emrich. Fritz Martini, Reinhold Schneider, Wolfgang Schadewaldt und Friedrich Wilhelm Wentzlaff-Eggebert wählten Sonderthemen für ihre Reden wie das Thema "Das Tragische" und das Thema "Schiller und die Antike". Benno von Wiese und Gustav Rudolf Sellner, der Darmstädter Intendant, sprachen über Schiller und sein Verhältnis zur Bühne. Reinhard Buchwald und Heinz Otto Burger beschäftigen sich mit Schillers Jenaer Schaffen und Schillers letzten Worten. Karl Schmidt beschließt den Band mit seiner Rede über Schiller und die Schweiz.

Man wünschte dieses Buch in vielen Händen, vor allem aber in den Händen der Jugend zu sehen, die an Hand dieser liebevoll und verantwortungsbewußt gezeichneten Schillerbilder den Weg zum Werk des Dichters finden könnte, denn ein solches Gedenkjahr hat nur dann seinen Sinn erfüllt, wenn wir nicht nur über den gefeierten Genius reden und ihn rühmen, sondern wenn wir durch eine Begegnung mit seinem Werk die zeitlosen Kräfte, die ihm inne wohnen, in unser eigenes Leben und unsere Epoche einströmen lassen.

#### Hans Pfitzner

In der Einleitung zu seiner Ausgabe ("Hans Pfitzner, Reden, Schriften, Briefe", Berlin 1955, Luchterhand. 336 S. DM 12,60) teilweise noch unveröffentlichter Essays, Erinnerungen, Aphorismen und anderer Schriften des 1949 verstorbenen Meisters fordert Walter Abendroth, der Autor der großen Pfitznerbiographie, dringend eine Neuausgabe der vergriffenen dreibändigen Gesammelten Schriften Pfitzners. Eine wirkliche Würdigung des Komponisten ist ohne Kenntnis seiner kritisch-polemischen und ästhetischen Schriften nur unvollkommen möglich, und der Herausgeber plant, mit dem vorliegenden Bande die Gesamtausgabe einzuleiten. Was auch immer Pfitzner sagt, stets fesselt er durch seinen scharfen Geist, seine Fähigkeit zur geschliffenen Antithese und vor al-

lem, seine Kompromißlosigkeit und sein unerschütterliches Wahrheitsstreben, wenn es um künstlerische Erkenntnisse geht. Noch werden viele sich seiner Polemik gegen Ferruccio Busoni und Paul Bekker erinnern, in deren Verlauf man keines-wegs vorbehaltlos auf Pfitzners Seite stehen konnte. Aber es war lebendige, wenn auch von Pfitzner her gesehen oft einseitige Auseinandersetzung aus einer grundanständigen Kunstgesinnung heraus und vor allem im Rahmen einer profunden theoretischen und praktischen Sachkenntnis. Pfitzner war einer der gebildetsten und klügsten Köpfe unter den deutschen Komponisten, immer anregend und interessant. So sieht man in diesem Bezirk auch gerne über Dinge hinweg, wie etwa seinen übertriebenen Schopenhauerkult oder seine reichlich kindischen Ansichten über den Katholizismus, die beim Schöpfer des Palestrina erstaunen. Auch Proben von Pfitzners Parodistik fehlen nicht. Wesentliche Einblicke vermitteln seine, etwa die Hälfte des Bandes umfassenden, fragmentarischen Le-benserinnerungen, sowie eine Reihe von Briefen, meist an den Herausgeber. Schöne Aufnahmen, Quellennachweise und Anmerkungen bilden wertvolle Ergänzungen.

Dies ist die eine, die rein künstlerische Seite. Die andere Seite ist weniger ein-deutig und betrifft zunächst den Herausgeber selber, dessen nazistische Ansichten ganz unverblümt in seiner Pfitznerbiographie von 1935 zutage treten, die natürlich Pfitzner bekannt war und die er gebilligt hat, ehe sie zum Druck gelangte. Hier nur einige Zitate: Pfitz-ners immer etwas eigenartige Deutsch-tümelei nimmt sich in der Biographie etwa so aus, daß Hitler (!) wie Pfitzner "ihr ganzes Sein und Wirken der Aufrichtung eines besseren und würdigeren Deutschland gewidmet" haben. Immerhin wies das in Pfitzners Augen vor 1933 also unwürdige Deutschland eine ganze Reihe vornehmer, bedeutender, hilfreicher - jüdischer Persönlichkeiten auf, wie Mahler und Bruno Walter, um nur zwei aus dem Bereich der Musik zu nennen, denen der bekanntlich von erheblichem Ressentiment erfüllte Pfitzner mehr zu danken hat, als er je zugab oder zugegeben haben wollte. Er hat auch bis zuletzt kaum eine Gelegenheit versäumt, über Thomas Mann herzufallen - denselben Thomas Mann, der sich 1918 voller Begeisterung für ihn erklärt

und nachdrücklich zur Gründung des Hans-Pfitzner-Vereins für deutsche Tonkunst aufgerufen hat und von dem sich Pfitzner 1933 natürlich "lossagte"! Er fühlte sich stattdessen, laut Abendroth, hochgeehrt, mit dem blutbefleckten Kulturbarbaren Hitler, der unfähig war, einen zusammenhängenden Satz in deutscher Sprache von sich zu geben, als "der deutscheste der lebenden deutschen Künstler" gleiche "Ideen" vertreten zu dürfen; sich mit ihm "längere Zeit über allerlei Gedanken" zu unterhalten, "die beide in gleicher Weise bewegten", als ob der grölende Paranoiker Hitler überhaupt je — Gedanken gehabt hätte.

Von dergleichen Ungeheuerlichkeiten ist natürlich im hier besprochenen Bande keine Rede mehr, und der Herausgeber bemüht sich in jeder erdenklichen Weise, Pfitzner in den Anmerkungen und Einfügungen "umzuschreiben". Vergleicht man nun diese beiden Pfitzner-Bilder, so "schwankt sein Charakterbild" doch ganz erheblich. Wohl findet Pfitzner für den genialen Bruno Walter, den selbstlosesten Helfer, Worte der Anerkennung; aber das ist wohl das allermindeste für einen Dirigenten, der Pfitzner über ein Menschenalter immerhin durch sein tätiges Wirken zum verdienten Ruhm verholfen hat. Wohl verwendet sich Pfitzner bei Hindenburg erfolgreich für den als Juden eingekerkerten Paul Nicolaus Cossmann; aber das ist wohl das allermindeste für einen Freund, der sich Pfitzner gegenüber so erwiesen hat wie Cossmann. Es ist dies also kein moralisches Verdienst von Pfitzner, sondern eine ritterliche und menschliche Selbstverständlichkeit, über die andere kein Wort verlieren würden. Und über Bruno Walter äußerte sich Pfitzner anerkennend erst, als es keine Gefahr mehr war, nämlich 1949, nicht etwa damals, 1933, als die braune Hefe den Freund an Leib und Leben bedrohte. Als dann Bruno Walter 1946 an Pfitzner schrieb, antwortete dieser zwischen Hohn und typisch deutschem Beleidigtsein. Er hatte sicher längst vergessen, daß Bruno Walter sich als schmachvoll aus Deutschland Verjagter, noch 1936 (!) bei dem Pfitzner gegenüber mit Recht ablehnenden Bun-deskanzler von Schuschnigg in Wien für ihn eingesetzt hatte; und dies, nachdem Pfitzner in einem beleidigenden Brief seine Teilnahme an den Salzburger Festspielen abgesagt hatte. Es ist nun äußerst bezeichnend, daß der Herausgeber nur

den Antwortbrief Pfitzners, nicht aber den Brief Bruno Walters bringt — wie wir vermuten dürfen, mit voller Absicht. Dieser Brief aber wäre wichtiger gewesen, als die mit naiver Philosophie unterbauten "Rechtfertigungen" Pfitzners, der über das Entscheidende der grauenhaften tausend Jahre hinweggeht mit dem üblichen Gemeinplatz: die anderen sind auch nicht besser.

Wir stellen dem Herausgeber die Frage: was soll nun der Leser eigentlich glauben? Pfitzner-Abendroths eben skizzierte "Gedanken"-Gemeinschaft mit Hitler von 1935 oder den "unversöhnlichen Haß Hitlers" auf Pfitzner, den Abendroth nun plötzlich (S. 328) für das Jahr 1933 behauptet? Der Herausgeber wird vielleicht zugeben, daß hier Tatbestände und Widersprüche vorliegen, wie sie peinlicher kaum zu denken sind und über die nicht einfach zur Tagesordnung übergegangen werden darf. Es geht hier um Grundsätzliches und es bleibt die Frage: durch wen erhalten wir endlich das authentische Pfitznerbild?

#### Vagantenlieder

Dem Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, fühlen wir uns zu lebhaftem Dank verpflichtet, weil er uns die "Carmina Burana" wieder zugänglich gemacht hat, und zwar in ihrer lateinischen Urfassung und der deutschen Übertragung von Ludwig Laistner (296 S. DM 9,80). Ihre Lebendigkeit hat diese mittellateinische Dichtung nicht zum wenigsten dadurch erwiesen, daß ein Komponist wie Carl Orff sie zur Grundlage einer seiner Opern gemacht hat. In einer besonders sympathischen drucktechnischen Aufmachung stehen der lateinische und der deutsche Text nebeneinander.

Die Handschrift entnahm seinerzeit Freiherr von Aretin, ein Vorsitzender der Säkularisierungskommission nach dem Reichsdeputationshauptschluß aus dem Kloster Benediktbeuren. Er erwartete von der Veröffentlichung dieser im 13. und 14. Jahrhundert entstandenen Sammlung eine antiklerikale Wirkung. Zur Veröffentlichung kam es jedoch erst später, und so wurde der dichterische und menschliche Gehalt gerettet und konnte der deutschen Literatur eingefügt werden. Auch diese Epoche dichterischen Schaffens im Kleid des Mittellateinischen ist deutsche

Literatur. Die Vaganten und wandernden Scholaren waren die Bohème des Mittelalters, und was in ihren Gedichten zum Ausdruck kommt, ist so herrlich gegen jede Konvention, wie nur außer-halb der Ordnung stehende, eigenge-wachsene Individuen es zu äußern vermögen. Eine naive und derbe Lebensfreude bis zu gargantueskem Fressen und Saufen und entsprechender Betätigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht spricht aus diesen Liedern. Aber sie unterscheiden sich auch dadurch von der konventionellen höfischen Dichtung, daß Individualitäten erstmalig auftreten, wie vor allem einer der kräftigsten deutschen Dichter, der Archipoeta, dessen Gönner und also wohl auch Freund der Vaganten überhaupt kein Geringerer war als Friedrich Barbarossas großer Kanzler Reinald von Dassel.

Die sorgfältige Herausgabe besorgte Eberhard Brost. Er hat ein außerordentlich gründliches und sachkundiges Nachwort mit wissenschaftlich einwandfreien Anmerkungen hinzugefügt. Aus ihm ersteht ein lebendiges Bild von Ludwig Laistner, der ein Mann von vielen großen Begabungen war und auf dessen Arbeiten z. T. die Veröffentlichungen von Winterfeldt beruhen. Laistner, selber ein Dichter, Mitglied des Münchner Dichterkreises des "Heiligen Teichs" und der "Gesellschaft der Krokodile", konnte auf eine ungewöhnlich bedeutende Lebensleistung als echter Diener am dichterischen Wort zurückblicken.

"Hymnen und Vagantenlieder" heißt eine zweite Sammlung, die Karl Langosch herausgab (Basel, Benno Schwabe. 344 S. sfr 21,—). Auch hier stehen der lateinische und der deutsche Text einander gegenüber. Das Buch beginnt mit den feierlichen Hymnen und Sequenzen, 33 an der Zahl. Dann folgen 14 Lieder aus der berühmten Cambridger Sammlung, anschließend die Oxforder Gedichte des Primas Hugo von Orléans, und endlich die Lieder des Archipoeta, und endlich die Lieder des Archipoeta. Auch Langosch hat seiner vortrefflichen Übersetzung ein ausführliches Nachwort mit Anmerkungen hinzugefügt.

Schließlich sei noch die lateinisch-deutsche Ausgabe "Carmina Burana" der Inselbücherei (Nr. 626) lobend erwähnt, die Ernst Buschor besorgt hat. "Die Schwebung der mittelalterlichen Tons zu treffen", war das hohe Ziel, das sich der Übersetzer gestellt und erreicht hat. R. P.

#### Deutsche Reden und Rufe

Von der Leyens Sammelband "Das Buch deutscher Reden und Rufe" er-schien 1942 zum ersten Mal. Er war als Supplement zu der Reihe "Buch deutscher Dichtung" gedacht und enthielt in schöner Geschlossenheit Zeugnisse bedeutsamer oder folgenreicher Rhetorik aus der Vergangenheit unseres Volkes. Die Neuausgabe (Wiesbaden 1956, Insel Verlag. 550 S. DM 16,80), wiederum besorgt von Friedrich von der Leyen, ist in der Anlage unverändert geblieben, erweitert wurde die Auswahl nur um einge Dokumente der jüngsten Vergangenheit, so Carl Goerdelers Abschiedsrede von 1937, gehalten vor den Beamten und Angestellten der Stadtverwaltung Leipzig, und Ricarda Huchs Ansprache auf dem Schriftsteller-Kongreß in Berlin 1947. Dieses Hereinnehmen der Gegenwart geschah nicht zuletzt aus dem Bedürfnis, zu zeigen, wie das Vergangene im Heute lebendig ist, wie vieles von Art und Gesittung sich bis in unsere Zeit erhalten hat. Daß dennoch kein bloßer Traditionalismus daraus wurde, macht die Lektüre des Buches gewiß, dessen Beiträge in starker Facettierung Möglichkeiten deutscher Sprache und Rede bezeugen. So ist es nicht ohne Reiz, neben dem Blücherschen Tagesbefehl nach der Schlacht bei Waterloo der Brüder Grimm Vorrede "Das Wesen der Sage" zu finden oder Frundsbergs Ansprache an seine Landsknechte neben Böhmes Traktat "Lasset uns wachen". Auf der Vielfalt des Dargebotenen beruht auch der Unterschied zu Rudolf Borchardts berühmter Sammlung "Deutsche Denkreden", die in ihrem Anspruch weit ausschließlicher letztlich auch hier Vorbild gewesen sein mag.

Franz Schonauer

#### Krieg

Die von der heutigen Geschichtswissenschaft verlangte kultursoziologische Totalitätsbetrachtung kann auch vor dem Geschehen seit 1914 nicht haltmachen. Der dritte Band von Rüstows "Ortsbestimmung" wird dem entsprechen.

stimmung" wird dem entsprechen.
Vorerst reiht sich diese Untersuchung des Schweizer liberalen Politikers Jakob Schoch (Zürich) nur an wenige Vorgänger an; es seien erwähnt R. Behrendt (Der polit. Aktivismus 1932), H. Windisch (Führer und Verführte 1946), Rauschning (Revolution des Nihilismus 1938 und: Zeit des Deliriums 1947),

Franz Alexander (Irrationale Kräfte 1946), Ernst Cassirer (Mythus des Staates 1949).

Auch Schoch - "Der soziologische und tiefenpsychologische Aspekt des Krieges" (Zürich 1956, Orell Füssli. 99 S. DM 4,80) — sucht die causae remotae sozialpsychologischer Art auf, die das 20. Jahrhundert zu einem saeculum obscurum machen. Er geht dabei von tiefenpsychologischen Direktiven aus, an Paul Feldkeller (Das unpersönliche Denken 1949) sich anschließend. An den Anfang stellt er richtig die Umkehrung des bekann-ten Max Weber-Wortes: "Wir erleben eine Wiederverzauberung der Welt durch Mythenfabrikation". Wenn Massenwünsche - Masse bezeichnet einen Seelenzustand, nichts Numerisches -, die als solche niemals zu befriedigen sind, diese Undurchführbarkeit auf normalen Wegen so deutlich erweisen, daß diese mit normalen noetischen Funktionen und von überlieferten moralischen Werten und Normen aus nicht in Abrede zu stellen ist, brechen endothyme Qualitäten aktiv durch oder beherrschen passiv die see-lische Lage. Eine Art pueriler Regression tritt ein, in der eine partielle Denk-fähigkeit erhalten bleibt, die kollektive Wahngebilde zu totalitärem Religionsersatz systematisch ausbaut.

Auch wer der von C. G. Jung vertretenen Art der tiefenpsychologischen Psychoanalyse nicht zustimmt, wird mit Fr. Wilh. Förster (Erlebte Weltgeschichte) anerkennen, daß alle Psychoanalyse wo-möglich noch mehr Recht hat, als sie selbst glaubt, sofern man mit Freud den Kulturprozeß als fortschreitende und nicht als zurückgehende Beherrschung der Triebe durch den Intellekt ansieht. Schoch weist dies vornehmlich an dem friedenzerstörenden Imperialismuswahn nach, Röpkes "Internationale Ordnung" durch finanz- und handelspolitisches Material aus letzter Zeit ergänzend; ferner wendet er sich gegen den gutgläubigen, aber sehr gefährlichen neuen Wahn, der sich leider in USA geltend macht: man könne der immer bedrohlicher werdenden mondialen Überbevölkerungsgefahr mit caritativen Mitteln und Industrialisierung unterentwickelter Gebiete begegnen. Daß nächst der Kernwaffentechnik der ärgste Weltfeind die ungezügelte und in der Bundesrepublik amtlich und steuerlich bevorzugte innereheliche Hemmungslosigkeit mit Übervölkerungsfolge ist, zeigt Schoch, der Schweizer, viel offener als man es — von wenigen Ausnahmen abgesehen — bei uns tun darf. Man hat angesichts solcher Beförderung Mussolini-Hitlerschen Wettgebärens kein Recht, sich über das Mißtrauen der westlichen Kreise zu entrüsten, die mit Duff Cooper den einzigen Unterschied zwischen den Deutschen vor dreißig Jahren und den heutigen darin sehen, "daß sich die heutigen für zwei Niederlagen statt für eine zu rächen haben."

Zwar stellt Schoch (89) fest, daß die Furcht der meisten Deutschen vor ihren jetzt neu aufgestellten Divisionen ihnen zur Ehre gereicht, aber auch er weiß, daß sie einer Minderheit andere Gefühle erweckt.

Adolf Grote

#### Wider Terror und Unfreiheit

Als die Bauarbeiter der Ostberliner Stalinallee, die mit ihren penetranten Säulen, Ornamenten und Steinfliesen einem das Gruseln beibringt, am 16. Juni 1953 die Kellen niederlegten und in langen Kolonnen vor das Gebäude der Sowjetzonenregierung zogen, um gegen die Tage vorher beschlossene Normenerhöhung zu protestieren, da erhofften sie mehr als die Niederschlagung der zwangsweise erweiterten Arbeitsleistung. Sie glaubten, daß endlich nach achtjährigem Terror und Schrecken die Stunde der Freiheit angebrochen sei.

Von diesem totgeglaubten Freiheitsruf, der vierundzwanzig Stunden später wie ein Aufatmen durch die ganze Zone ging, Zuchthaustore aufbrach und dann durch das Aufkreuzen russischer Panzer zerschmettert wurde, berichtet Rainer Hildebrandt in seinem authentischen Dokumentarbericht "Als die Fesseln fielen..." (Berlin-Grunewald 1956, arani. 210 S. Mit Abb. DM 5,80), der gelegentlich nur etwas allzu persönlich gefärbt ist ("Sie dachte, daß ihr schwarzer enger Pullover ihre frühe Reife stark betonte, vielleicht zu stark"). Im Mittelpunkt des Geschehens stehen einige Menschen, die in Ostberlin, Bitterfeld und Görlitz den Aufstand unmittelbar erlebten und seinen Verlauf entscheidend bestimmten.

Man möchte diese Aufzeichnungen vor allem den Bundesrepublikanern als Lektüre empfehlen, die in lauer Sattheit sich dieser Tragödie vielleicht nur einmal im Jahr, am "Tag der deutschen Einheit", ernsthaft erinnern. Hugo Ernst Käufer

Innerhalb der Schriftenreihe des Marburger Instituts für politische Wissenschaft erschien von Dr. Neusüss-Hunkel "Die SS" (Hannover und Frankfurt am Main 1956, Goedel. 143 S. DM 7,50). Neusüss-Hunkel hat sich vor allem den Problemen der Organisation und Funktion zugewandt. Man erfährt von der Frühgeschichte, dem inneren Aufbau und dem militärischen Kontroll- und Terrorapparat der SS, um schließlich bei dem Überblick über ihre Tätigkeit im innerdeutschen Gleichschaltungsprozeß und in der Expansionspolitik der ungewöhnli-chen Differenziertheit ihrer Existenz inne zu werden. Sie für das abschließende Urteil als besondere Schwierigkeit dar-gelegt zu haben, stellt denn auch das größte Verdienst der vorliegenden Studie dar. Neben den rein stofflichen Darlegungen aber, die oftmals bisher unbekanntes Erkenntnisgut bergen, finden sich endlich selbst tiefer zielende Deu-tungen. So vermochte Neusüss-Hunkel wenigstens in dem Kapitel über die Ordensideologie einige der Momente zu erhellen, die ihr ausgeprägt oder unausgesprochen zugrunde lagen.

# Neue politische Literatur

Berichte über das internat. Schrifttum

Herausgegeben von Erwin Stein — Helmut Ridder — Georg Strickrodt in Verbindung mit Werner Conze — Georg Eckert — Hans Peters — Helmut Röhr — Theodor Schieder

hringt

Zusammenfassende Fachreferate Einzelbesprechungen Zeitschriften-Bibliographie

das aktuelle und rationelle Arbeitsmittel

für Wissenschaft — Publizistik — Wirtschaft — Bibliotheken — Schulen

und alle, die auf dem laufenden bleiben wollen

erscheint monatlich im Umfang von 48 Seiten DIN C.5.

Vierteljahres-Bezugspreis DM 4,50 —

Einzelheft DM 2,— - Probehefte und Prospekte auf Anforderung.

#### RING-VERLAG · STUTTGART UND DUSSELDORF

Auslieferung: Villingen i. Schwarzwald

Trotz allem wird man das Ergebnis dieser Arbeit nicht allzu hoch veranschlagen dürfen. Einmal bleiben in ihr schwerwiegende Ungereimtheiten wie die sporadische Behandlung der SS-Rolle beim Röhm, putsch" zurück. Zum anderen aber hätte man noch gern die höchst auf-schlußreiche und erregende Politik der Schwarzen im letzten Viertel des Krieges beleuchtet gesehen. Mag sein, daß Neusüss-Hunkel für diese Aufgabe nicht das rechte Organ besaß. Denn ihre Stärke erschöpft sich offenbar in einer deskriptiven Schwerfälligkeit, der es beinahe durchweg an geistiger Ausschöpfung und klärender Urteilsfreudigkeit gebricht. Immerhin aber hatte man unter dem summarischen Titel "Die SS" ein derartiges Ingenium erwartet, so daß nunmehr nach der Enttäuschung allein die Hoffnung verbleibt. Die Hoffnung, ein künftiger Historiker möchte unter Benutzung dieser gediegenen Materialsammlung erst die furchtbare Geschichte gestalten, welche die SS zu unserer Schande gemacht hat. Bodo Scheurig

#### Mitteleuropa

Unter den Ideen und Ideechen, die der unbefriedigende Stand der deutschen Dinge im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, behauptet die Mitteleuropa-Ideologie einen wichtigen Platz. Henry Cord Meyer, Professor in Claremont, Calif., hat ihre Geschichte in einer umfassenden Studie festgehalten: "Mitteleuropa in German Thought and Action 1815-1945" (Den Haag 1955, Martinus Nijhoff. 378 S. hfl 23, 75 — International Scholars Forum No, 4). Das Buch ist nicht nur die erste zusammenfassende, sondern auch die erste befriedigende Darstellung. Es gelingt Meyer das schwere Kunststück, die facettenreiche Ideologie plausibel zu machen, ohne ihre immer neuen Zusammenhänge mit den wechselnden Machtverhältnissen zu vernachlässigen,

Mitteleuropa ist als deutsches Konzept aufs engste mit den Bemühungen um nationale Einigung und mit dem imperialen Weg des deutschen Nationalismus verbunden. Zwischen der Zeit des Einheitsstrebens und dem imperialistischen Ausbruch erfolgen ausgleichende Versuche, wie Konstantin Frantz und Friedrich Naumann sie betrieben haben: Frantz in dem hoffnungslosen Bestreben, den Nationalstaat mit seinen zentralisti-

schen und zugleich partikularistischen Tendenzen überhaupt zu vermeiden, Naumann in der noblen Absicht, Sozialpolitik und Weltwirtschaft liberal zu versöhnen. Aber noch während Naumann, Gustav Stolper, Ernst Jäckh, auch Rohrbach um die Klarheit ihrer Konzeption rangen, kamen die Gruppen hoch, die sie zum Scheitern verurteilten. 1916, das Schicksalsjahr der Zentralmächte, hatte auch über die Zukunft der Mitteleuropa-Idee entschieden. In der erregenden Weimarer Epoche verschlang sich der "gesamtdeutsche" Aspekt weithin mit dem Sturm auf die zentraleuropäischen Re-publikum. Das, von Polen - Preußen abgesehen, eigentlich österreichische Problem der deutschsprachigen Minderheiten mündete in den reichsdeutschen Revisionismus. Überwiegend antiparlamentarisch ständestaatliche Vorstellungen hegend oder "volks"-demokratisch gesonnen, erlagen die meisten Ideologen Mitteleuropas der einen oder anderen Verlockung der Hitlerbewegung. Die Lebensläufe, die Meyer verfolgt, sind in dieser Hinsicht außerordentlich interes-

Wenn etwas zu wünschen übrig bliebe an diesem ausgezeichneten Buch, so eine stärkere Betonung der Rolle, die selbsternannte Eliten von der Art des Tat-Kreises der Mitteleuropa-Ideologie zuerkannten. Wie überhaupt die Ideologien dieser Eliten zeigen, wie wenig ihre Vertreter sich vom vulgären Nationalismus unterscheiden, und wie innig ihr Elitegefühl mit dem Unbehagen der verachteten Massen kotrespondiert, i. e. in wie hohem Grade sie selbst eine Vermassungsneurose verkörpern. b. p.

#### Roman einer Schicksalsgemeinschaft

Richard Friedenthal erzählt in "Die Welt in der Nußschale" (München 1956, Piper. 424 S. DM 16,80) von der Internierung der deutsch-jüdischen Flüchtlinge in England, als man dort nach dem Fall Frankreichs mit einer deutschen Invasion zu rechnen begann. Es war eine bedauerliche, aber unvermeidliche Vorsichtsmaßnahme, da es denkbar war, daß sich unter den jüdischen Flüchtlingen Nazispione eingeschlichen hatten. Dreitausend Männer wurden zuerst in Mittelengland und später auf der Insel Man interniert; und Friedenthal erzählt von ihren Erlebnissen in einem einfachen Chronistenstil, denn besondere Kunstreize

spielen zu lassen, schien ihm bei einem solchen Thema mit Recht unzulässig.

Menschen verschiedenster Berufe und Temperamente finden sich plötzlich auf engem Raume zusammengedrängt, Schreiner, Fabrikanten, Rechtsanwälte, Senatspräsidenten, Künstler und auch ein Schriftsteller Lesser, der England von früher her kennt und darum weiß: "England verliert immer alle Schlachten, außer der letzten, und darauf kommt es an." Wir lernen in diesem Interniertenlager (einem von mehreren) auch "arische" Hitlergegner kennen, katholische Adlige und Kommunisten, auch einen katholischen und einen evangelischen Geistlichen. Als ein jüdischer Rabbiner einmal an Luthers Schrift "Von den Juden und ihren Lügen" erinnert, sagt der Pastor: "Wir beurteilen diese Schrift wesentlich schärfer, wie manches, was der streitbare und oft unbeschreiblich jähzornige Gottesmann gesagt und getan hat." Er nennt auch die allzuwillige Gehorsamsbereitschaft der Deutschen "ein bedenkliches Erbe Luthers".

Im Laufe der Zeit (die Internierungen dauerten etwas länger als ein Jahr) wird ein Schachklub gegründet und ein Künstlercafé eröffnet, und auch ein Kabarettist unterhält die Internierten. Vorträge aus allen geistigen Bereichen werden gehalten, und eine historische Arbeitsgemeinschaft erörtert die deutsche Schuldfrage. Es wird an die Leistungen Einsteins, Ehrlichs, Wassermanns und Habers erinnert, "ohne dessen Verfahren der Stickstoffgewinnung der Krieg (von 1914) schon nach einem Jahre verloren

gewesen wäre."

Tut nichts, der Jude wird verbrannt. Ein geflohener "Arier" sagt über den nach 1918 besonders wild aufflammenden Antisemitismus: "Das ist doch ganz einfach. Deutschland hatte den Krieg verloren, und da brauchte es einen Sündenbock und Prügelknaben." J. Lesser

#### Bronnens Ausflug in die Antike

"Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was Erzählen...", heißt es bei Claudius; doch sollte man im Zeitalter westöstlicher Begegnungen und "objektiver" Reiseberichte die nicht minder zutreffende Spruchweisheit nicht außer Acht lassen, die sagt: "Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht". Das gilt vor allem für Wahrheiten aus opportunistischen Brunnen! Arnold Bronnen, der ewige

Wanderer zwischen den Weltanschauun-gen, hat sich (aus Wahlverwandtschaft?) in seinem neuen Roman ("Aisopos. 7 Berichte aus Hellas." Hamburg, Rowohlt 1956. 387 S. DM 12,80) der Figur des antiken Fabeldichters Aisopos bemächtigt, von dem die Fama behauptet, daß er als freigelassener ehemaliger Sklave dichtend durch die damals bekannte zivilisierte Welt gezogen sei, um endlich von den ihm mißtrauenden Priestern Delphis in den Abgrund gestürzt zu werden. Bronnen gibt, sich teils auf den antiken Aisoposroman, teils auf seine Imagination stützend, der legendären Dichtergestalt feste physiognomische und psy-chologische Umrisse. Als eine Art mar-xistischer Wanderprediger zieht der hinkende Aisop-Bronnen durch sein frühkapitalistisches Jahrhundert, unentwegt für die Erniedrigten und Beleidigten kämpfend, um den bösen Großen jener Epoche bittere Wahrheiten mannhaft ins Gesicht zu belfern. Wie von selbst vermag der Leser Parallelen ins Heute zu ziehen, von Delphi nach Rom, von Aisop zu Bronnen, von den Sklaven athenischer Silberminen zu den Arbeitssklaven des westlichen "Monopolkapitalismus". Bronnen ist ein Autor, der sein Publikum kennt, der genau weiß, was man von einem Bestseller erwartet. So mixt er in seinen antiken Coctail äußerst kräftige erotische Mixturen und gestaltet das Ganze dank seiner schriftstellerischen Virtuosität derart "süffig", daß selbst namhafte deutsche Kommentatoren auf diesen Roman hereinfielen und Bron-nen dafür sein "Protokoll" vergeben zu können glaubten, obwohl es sich, mit anderen Buchstaben, hier wie dort um genau denselben Text handelt.

Jürgen Eyssen

#### Kritik der Traumfabrik

Recht mysteriös ist zunächst so ziemlich alles, was dieses Buch nach außen hin zeigt; weder Titel noch Untertitel lassen erkennen, daß es sich bei diesem Roman um eine erbarmungslose Selbstkritik der Filmwelt handelt. ("Kein Geistlicher hat ihn begleitet. — Untersuchungen über den Fund 112 y, herausgegeben im Auftrag der Vereinigung der Gelehrten aus der Provinz Nordalp i. J. 3000 n. Chr. — Zusammengestellt von Kong Li dem Wiedergeborenen", Darmstadt 1956, Franz Schneekluth Verlag. 254 S. DM 12,80). Der Fund 112 y besteht nämlich aus

dem Treatment zu einem Film, der die

Traumfabrik selbst zum Gegenstand hat. Aufgefunden im Jahre 3000, zu einem Zeitpunkt, da nach der Selbstzerstörung der "weißen Rasse" die Chinesen die Welt verwalten, bietet sich in der Rahmenhandlung den gelehrten Findern ausreichend Möglichkeit zu geistvollem Kommentar. Das so kunstvoll servierte Treatment selbst erzählt eine Story, die es in sich hat. In der Welt der Stars und Stärchen, zwischen Autoren, Regisseuren und Kinobesitzern, Rezensenten und Finanzmännern vollzieht sich das Schicksal des eiskalten Produzenten Starow, der sich nach wohlkonstruiertem "Selbstmord" seines Finanziers auf eine Berghütte zurückziehen will, um dorten in Lukrez (Amsterdam 1750) zu schmökern. Daß ihn dort schließlich und endlich die Gerechtigkeit sowie die Filmkamera der Wochenschau trotz Tellerminen und Karabiner 98 ereilt, sei dem bis dahin unentwegt gespannten Leser zur Beruhigung gesagt.

Kein Zweifel, daß der ungenannt bleibende Autor dieses — laut Bauchbinde — "Romans der Filmindustrie" einen recht oft genannten Namen der Filmwelt tragen muß. Allzu dekuvrierend gelang die Schilderung jener Finanzierungs-, Produktions- und Publicitymätzchen, aus denen deutlich die Misere unserer Filmbetriebe spricht. Erst kürzlich sagte Max Ophüls: "Das Abenteuer ist zu einem Wirtschaftszweig geworden". Kong Li hat es ausführlich belegt.

Arnold Landwehr

#### Verlorene Geliebte

Eine weite Wegstrecke führt uns Johannes Urzidil in seinem vorliegenden Roman "Die verlorene Geliebte" (München 1956, Albert Langen - Georg Müller. 300 S. DM 14,80) durch ein ganzes Leben — durch sein Leben. Aber er tritt aus seinem ICH heraus — betrachtet es wie eine fremde Figur, wie auch die anderen Personen denen er auf all seinen Wegen begegnet. Und das gibt dem Werk seinen besonderen Reiz.

Der Knabe, der die innere einsame Not einer Kindheit erfährt, dessen spontane Kinderfreude immer wieder von der Stiefmutter, der "Stief", getrübt wird, rettet sich in das Verständnis für den unglücklichen Vater, der auch im Familienzirkel staatsbeamtlich Gut und Böse verteilt. Der Jüngling erlebt die Gärungen der Pubertätszeit, erste Leidenschaf-

ten, blickt verwundert auf fremde Schicksale. Er lernt das Leben als Strom begreifen, mit reißenden Strudeln und unlotbaren Tiefen. Der Zeiger der Uhr läuft weiter — der Jüngling reift zum Manne. Ihn packt das Erlebnis der Natur. Die dichten Wälder seiner Heimat—sie ist auch die Adalbert Stifters — geben ihm ihr Geheimnis preis. "Heimaten wurden zerstört" und dem Manne stellen sich drohende Gewalten entgegen. Er nimmt sie an und besteht die Kämpfe.

Urzidil schildert dies alles mit böhmischer Fabulierfreude, treffsicherem psychologischem Witz und mit tiefem Gefühl für das Echte. Seine Sprache ist

atmosphärisch, reich und klar.

Das Buch ist das Werk eines großen Erzählers, der die Reife besitzt, außerhalb von Haß und Rache seinen Standort zu finden und rückblickend zu betrachten. Das weite Land um Prag, die "Verlorene Geliebte" verliert für ihn auch heute nichts von ihrer Schönheit, wenngleich sie von Diktaturen überfallen und geschändet wurde. In der Fremde — J. Urzidil emigrierte auf Umwegen nach den USA — liebt er sie weiter und glaubt, "daß die Leuchtkraft unseres Herzens die Stube eines fernen Freundes zu erhellen vermag und daß auch unseren Dunkelheiten noch ein gütiges Licht vergönnt ist." Herbert E. Schulz

#### Buch des Egoismus

Es gilt einen Dank auszusprechen: Der Paul List Verlag, München, hat aus dem Grab des Vergessens einen Roman ans Tageslicht gefördert, der vor mehr als siebzig Jahren in England Sensation machte und in der literarisch bewegten Zeit nach dem Ersten Weltkrieg auch bei uns temperamentvoll diskutiert wurde. Ich spreche von George Meredith und seinem Meisterwerk "Der Egoist" (743 S. DM 16,80). Die Neuausgabe dieses Buches ist ein Geschenk, das nicht genug gerühmt werden kann. Denn wer hat - außer Henry James - je wieder einen so vollkommenen Roman menschlichen Eitelkeiten geschrieben? Wer hat je wieder eine solche lebensvolle Galerie "betörend schöner Frauenbilder" geschaffen? Wer hat sich — abermals: außer Henry James - so sehr auf die Dialektik der Seelen verstanden? Der Egoist, von dem George Meredith erzählt, ist weit mehr als eine schillernde. in sich selbst verliebte Gestalt, ist mehr als das Produkt eines Genius: er ist die Summe von uns allen. Mag es auch nicht angenehm sein, sich in ihm zu entdecken, und mag er auch nicht unsere Selbstwerliebtheit ködern — gerade dies beweist, wie eng verwandt wir mit ihm sind und wie vollendet George Meredith sein Porträt gezeichnet hat.

Wie der Schauplatz der Handlung, so auch die Sprache. Beide kennen nicht das Außen, das Beschreibende und Berichtende, sondern schöpfen allein aus dem Zentrum der Charaktere. Nur so ist es zu verstehen, warum George Meredith ständig den Stil wechseln mußte. Mit Recht sagt Hans Reisiger in seinem schönen und klärenden Essay über diesen großen psychologisierenden Poeten, daß George Meredith einfach sei, "wo die Ideenwelt, die er wiedergibt, einfach ist; kompliziert, wo sie kompliziert ist; ekstatisch, wo sie ekstatisch ist". Das Geniale seiner Darstellung und das wahrlich Einmalige, das Beglückende und immer wieder Bezaubernde seines Romans liegt jedoch nicht im Stil der jeweiligen Stimmung, sondern in der "dionysischen Bewußtheit", im Trunkensein von dem "Überreichtum des neuen Schauens in die Seele des Menschen unserer Zeit."

Post scriptum: Gäbe es eine vollkommene Übersetzung, so wäre es diese — von Hans Reisiger. Helmut M. Braem

#### Die einsamen Amerikaner

Luigi Barzini, einer der führenden italienischen Journalisten, präsentiert mit seinem Buch "Die einsamen Amerikaner" (Köln/Berlin 1956, Kiepenheuer & Witsch. 192 S. DM 11,80) eine geraffte, präzise Analyse, die sich aber dem Anekdotischen und Impressionistischen nicht verschließt. Der Verfasser bezweifelt, daß unsere abgeriffenen Klischees vom nur fortschrittlichen, wissenschaftlichen, aufgeklärten, pragmatischen und selbstsicheren Amerika noch Gültigkeit haben.

Hinter der Fassade der gesunden, naiven und robusten Amerikaner entdeckt der Autor eine Krise der Menschen. Unbewußte Angst, Verlangen nach einem Glauben, Flucht in die Sentimentalität oder Zynismus kennzeichnen diese Krise. Von den Einzelnen wendet sich Barzini dann zur politischen Führungsrolle der USA. "Bisher waren sie immer unvorbereitet, überrascht, bekümmert, entrüstet, tapfer." Die Amerikaner handeln in einer ihnen "unbekannten Welt", sie

neigen dazu, "um sich herum eine Scheinwelt aufzubauen" und messen alle Menschen unter dem Gesichtswinkel ihrer eigenen Ideale. Aber nicht diese Ideale sind falsch, sondern "die übertriebenen Hoffnungen, mit denen die Amerikaner alle Entscheidungen verbinden." Die Wurzel dieser übertriebenen Hoffnungen sieht der Autor in einer eingebildeten Furcht, die man vielleicht brauche, um sich selbst zu großen Taten anzuspornen.

Letzten Endes also genüge, vor allem in der Diplomatie, nicht der vertraute Umgang mit Maschinen und das Vertrauen auf die angeborenen moralischen Qualitäten der Menschen. Barzini glaubt, daß auch unsere Zukunft von der Selbstüberwindung der amerikanischen Krise abhänge. Einer Krise, die entstand aus dem Zusammenbruch der Gewißheit, daß es mit dem Überfluß allein nicht getan war. "Unsere gemeinsame Zukunft hängt davon ab, inwieweit Amerika Europaist, wie tief seine Wurzeln in unsere gemeinsame Kultur hinabreichen."

Barzini ist sich der Schwierigkeiten seiner Analyse bewußt, denn es gibt keine einfachen Antworten, weil es keine einfachen Probleme gibt. Er nimmt weithin außer-amerikanische, historische, humanistische und d. h. europäische Kriterien zum Vergleich. Damit wird die Kritik schärfer und der Titel verständlich. Der Autor hofft aber, daß der "einsame Amerikaner" sich auf das allgemein Menschliche besinne. Wie würden viele europäische Nationen gegenüber solchen Maßstäben bestehen? Werden sich die Amerikaner aus der Vereinsamung lösen oder soll doch die Welt am amerikanischen Wesen gesunden? Hier entläßt uns das Buch zu eigener Beobachtung und Auseinandersetzung. Wolfgang Rieger

#### Natürliche Gestalt und künstlerische Gestaltung

Die Erforschung der natürlichen Gestalteinheit macht, wie die Einsicht in viele andere Fragen der natürlichen Zusammenhänge, große Fortschritte. Das Buch des o. Professors der Zoologie Dr. Karl Friederichs "Die Selbstgestaltung des Lebendigen" (München 1955, Ernst Reinhardt Verlag. 222 S. DM 16,—) entwirft ein eindrucksvolles Bild von dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Ergebnisse, wobei der Verfasser nicht nur das enorme Material der internationalen Forschung verarbeitet, sondern die eigene Leistung einer

umfassenden Zusammenschau bietet. Was er geben will, ist, wie der Untertitel des Buches sagt, eine "Synoptische Theorie des Lebens als Beitrag zu den philo-sophischen Grundlagen der Naturwissenschaft". Eine solche Synopsis ermöglicht sich ihm, weil er das Lebewesen als eine Einheit sieht, als ein Kontinuum von oben nach unten und umgekehrt. Wenn man das Lebewesen nach Schichten gliedert, so ist dies nur ein begriffliches Behelfsmittel, wie etwa der Begriff der Dimension in der Mathematik. Wenn man das Lebewesen als ein multidimensionales System anspricht, so muß man immer berücksichtigen, daß Schichten oder Dimensionen, wie man es auch bezeichnen will, nicht von einander abhebbar sind, sondern ineinander übergehen und sich gegenseitig enthalten, was man mit dem Fachwort Enkapsis bezeichnet. Obwohl das Seelenleben nach unten hin, nach seinen Fundamenten hin, sich verundeutlicht, ist das/ Innen, als einer freieren Dimension zugeordnet, gewisser-maßen "größer" als der Organismus, was eine Feststellung von ungeheurer Tragweite bedeutet. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um darzutun,

KESSLERS SCHRIFTEN

für die Praxis des Rechts und der Wirtschaft

Durch klare Sprache und Gliederung leicht verständlich — für den Fachmann gerade bei Spezialfragen wertvoll — praktische Hinweise, Musterverträge, Register usw.

Pfändungsrecht

für Arbeitseinkommen, von Bezirksnotar Karl Haegele, 248 Seiten, Broschur DM 9,50

Konkurs • Vergleich Gläubigeranfechtung, von Bezirksnotar Karl Haegele 115 Seiten, Broschur DM 5,80

Die Rechte des Angeklagten im Strafverfahren, von Reg.-Dir. Dr. Georg Schulz 143 Seiten, Broschur DM 6,20

Kessler Verlag, Mannheim U 3, 16 / 17

von welch hohem Interesse dieses Buch für Naturwissenschaftler, Psychologen und Philosophen ist.

Etwas Ahnliches, wenn auch nicht in dieser systematischen Form, versucht Ferdinand Lion für das Kunstschöne zu leisten ("Die Geburt der Aphrodite. Ein Gang zu den Quellen des Schönen". Heidelberg 1955, Wolfgang Rothe Verlag. 159 S. DM 10,50). Dabei bedient er sich einer gelockerten Form des Essays, die ihm erlaubt, nach allen Seiten hin zu blicken und seine Assoziationen in ungebundener Weise zu spinnen, von der Antike über Shakespeare bis zu Proust und Kafka. Was ihm dabei vorschwebt, ist der Versuch einer Aesthetik, die nicht von theoretischen Außenpositionen ausgeht, sondern von der Zeichensprache des Kunstwerks selbst. Lion möchte mit Hilfe einer delikaten Bewertung aesthe-tischer Quanten einer künftigen Mikro-aesthetik dienen. Dieses Buch bildet dazu eine Art Präludium. Eine endgültige Durchführung des Themas dächte man sich eher so, wie sie der Verfasser in seinem Schlußkapitel "Die Vielheit der Aesthetiken" angedeutet hat, als eine ebenso subtile wie konsequente Analyse und Weiterbildung der vorhandenen Aesthetiken ins Zukünftige.

Fritz Usinger

#### Notwendige Rehabilitation Caravaggios

1951 ist in Mailand die große Caravaggio-Ausstellung zu sehen. Die Diskussion belebt sich. Vier Jahre später kann nun Fritz Baumgart die aktuelle, umfassende deutsche Caravaggio-Monographie vorlegen. "Caravaggio — Kunst und Wirklichkeit", (Berlin 1955, Verlag Gebr. Mann. Großoktav, 120 S. 24 Kunstdrucktafeln. DM 13,50). Hier hat ein Wissenschaftler von hohen Quali-täten in jahrzehntelanger Arbeit gesammelt, eingeordnet und seine Schlüsse gezogen. Es war notwendige Arbeit, denn Caravaggio (Ende 16., Anfang 17. Jahrh.) ist ein Kapitel der Kunstgeschichte, in dem alles in Unordnung geraten war. Jahrhundertelang durch die Kunsttheorie verkannt, wurde ihm erst in unserer Zeit die wahre Größe und Bedeutung zugestanden. Es ist zu hoffen, daß Fritz Baumgart noch eine erst geplante Arbeit zur Wirksamkeit Caravaggios in der europäischen Ma-lerei vollenden und publizieren kann.

Caravaggio war Revolutionär, Grund genug, ihn für lange Zeit abzulehnen. Rauschhaft-hektisch geht sein Leben dahin. Raufend zieht er von Markt zu Markt. Kurz nur sind die Zeiten ruhigen Schaffens. Reißendes Feuer jagt ihn dem Untergang entgegen. Wegen Totschlags gesucht, ist er ständig auf der Flucht. Schlägereien, Prozesse, Verhaftungen gehören zu seinem Leben. In La Valetta flieht er das letzte Mal aus dem Gefängnis, 36jährig stirbt er nach einem Raufhandel in Neapel. Der Villon oder Rimbaud der Malerei.

Ein Einzelner, Einsamer, scheinbar ohne jede Tradition, prägte in nur zwei Jahrzehnten eine Ausdrucksform, die auf die italienische, deutsche und französische Malerei von größtem Einfluß war. Caravaggio, ein Schlachtruf, umkämpft, verehrt und bitter gehaßt. Die Wild-heit und Dramatik seines Lebens wurde zum emotionalen Aufbruch seiner Ma-lerei, der das Romantisch-Genrehafte seiner Zeit völlig fehlte. Er stellte sein Motiv mitten in die nüchtern-tat-sächliche, grausame Vereinzelung hinein. Caravaggio ist Realist, setzt hier früh schon Voraussetzungen, die später Ve-lasquez als Lehrer des 19. Jahrhunderts aufnehmen wird. Caravaggio macht aus dem Zufall des Wirklichen ein gültiges Beispiel. Die rein menschliche Aussage wird zugleich eine solche des Religiösen. In Darstellung, Auffassung und Behandlung greift er revolutionär in die ikono-graphische Tradition ein. Die bei ihm von außen erfolgende religiöse Offen-barung wird zu einer inneren Erfahrung, die den Betroffenen ("Bekehrung Pauli") wie ein Blitz überfällt. In seiner realistischen Auffassung wird die Meditation des "Hl. Franziskus" nicht stille, ruhige Versunkenheit, sondern erschütterndes Grübeln. Das ist für die damalige Zeit der unerhörte Fortschritt seiner Malerei. "Jedes Ding, wenn es im Bild ganz, geschlossen und körperhaft fest da ist, kann als Exemplum von Wirklichkeit, Leben und Wahrheit der Welt erschei-nen." Caravaggios Kunst ist Licht- und Schattengebung, in seinem "Helldunkel" werden die Dinge mit Reliefwirkung zu plastischen Körpern. Alles Formale ist Ausdruck einer bestimmten Auffassung der Welt. Caravaggio reizt die Existenz des einfach Menschlichen ("Lautenspieler", "Wahrsagerin", "Falschspieler"), die neuentdeckte Wirklichkeit dieser Welt. "Die Knechte, die Petrus kreuzigen, sind wirkliche Knechte, wie sie zu allen Zeiten aussehen. Caravaggio nimmt

die Gestalten seiner religiösen Darstellungen aus dem täglichen Leben. Das allein heißt schon Verwirklichung und Vergegenwärtigung des Religiösen." Diese Unmittelbarkeit wirkte erschreckend. Sie wurde zur Offenbarung dieses Künstlers. — Fritz Baumgart hat ein glänzendes Werk geschrieben, bei dem die teilweise handwerklich-vortrefflichen Interpretationen der Bilder überraschen, nur daß uns manche Zuschreibungen noch immer zweifeln lassen, was vielleicht in der Natur Caravaggios liegt.

Ein kurzer Gang durch den Bildteil wird notwendig, der sich nicht an die teilweise wohl zu sehr auf die oft doch recht konträren kunstgeschichtlichen Forschungen aufbauende Meinung Baumgarts klammern wird, sondern ganz von allen Caravaggio-Streitereien und Zuschreibungen gelöst im freien, unvoreingenommenen Blick eines Betrachters stehen soll, und anhand der Bilder versuchen will, die eminente Bedeutung Caravaggios aufzuzeigen. An einem Buch der Malerei ist nunmal der Bildteil das Interessanteste. Bei der "Berufung des Matthäus" ist es der Raum mit hohem Lichteinfall, der an Caravaggios früh-barocken Zeitgenossen Tintoretto erinnert, der mit ähnlich kühnen Lichteffekten arbeitete, etwa seine "Hochzeit von Kana" (in Santa Maria della Salute in Venedig) erst in einem Guckkasten in Wachspuppen aufbaute. Bestechend gut ist die zu Murillo weiterführende "Mag-dalena" disponiert. Im "Hl. Matthäus" be-gegnet man der Michelangelo-Schule und starken Correggio Anklängen. Im "Martyrum des Matthäus" finden sich von Caravaggio sicher unbewußt projizierte Restbestände Raffaelscher Aufregung. Der "Fruchtkorb" aus dem Ambrosiana in Mailand wieder hat in seiner technischen und künstlerischen Vollendung Ähnlichkeit mit antiker Wandmalerei. Das "Emmausmahl" dagegen ist eine Überführung zu den Frühbildern des Vermeer van Delft, die man nichtmal als Vermeer erkennt. Einige Madonnenbilder (17 und 18) weisen eine neapoli-tanisch-spanische Lichtaufteilung im relativen Halbdunkel auf, die wieder Velasquez in seinen Kirchenbildern übernommen hat. Ein andermal scheut er sich nicht in der "Enthauptung Joh. d. Täufers" eine ganze Wand auf die Leinwand zu bringen, was damals verpönt war. In diesem Bild und im "David" macht sich ein sehr starker Giorgione

Einfluß bemerkbar. Zu dem ihm hier auch zugeschriebenen zweiten "Emmausmahl" müssen Zweifel gemeldet werden, denn wenn einer seine "Falschspieler"

— die auch an einen frühen Velasquez in Berlin erinnern - manetscharf schneidet, ist es zweifelhaft, daß er solche läppisch-weichlichen Züge malt. Zweifelhaft ist möglicherweise auch die "Ruhe auf der Flucht". Seine wohl größten Bilder, die "Bestattung der Hl. Lucia" und die "Anbetung der Hirten", wahr-scheinlich nach seinem Malta-Gastspiel gemalt, zeigen in ihren Katakomben schon eine Rembrandtsche Basis, eine positive Lichtsituation, sie sind gesehen und erlebt, während einige seiner ersten Bilder noch maniriert wirken, vom späten Raffael bezogen. Fast degashaft gesetzt steht hier ein Naturerlebnis dahinter, das plastische Formempfinden Montagnas und ein Materialismus mit Goya-Einschlag und absolut modernen Tendenzen. Dazu Erinnerungen nicht nur im verstärkten seelischen Ausdruck an den "Hl. Hieronymus" von Lionardo in der Vatikanischen Galerie in Rom.

Auf diesen lange fast vergessenen Italiener Caravaggio baut der frühe Velasquez, Murillo und die ganze Spanische Schule auf, bis zu Derain in Frankreich . . . Horst Bingel

#### Von Frauen geschrieben

Gegen Bücher dieser Art besteht noch heute beim männlichen wie beim an-spruchsvollen weiblichen Leser ein ge-wisses Vorurteil, obwohl genau so viele mittelmäßige Bücher von Männern geschrieben werden und verschiedene Autorinnen - Marguerite Yourcenar, Monique Saint-Hélier, Elisabeth Langgässer u. a. - nicht nur allgemein anerkannt worden sind, sondern auch gezeigt ha-ben, daß ein von einer Frau geschrie-benes Buch keinen engeren Horizont zu haben braucht als das eines Mannes. Wie unberechtigt dieses Vorurteil selbst dann ist, wenn das Buch einer Frau eine weibliche Betrachtungsweise nicht verleugnet, das beweist Anna Maria Ortese mit ihrem Band Erzählungen "Neapel, Stadt ohne Gnade" (Frankfurt 1955, S. Fischer Verlag. 116 S. DM 7,80), für den sie 1953 den Preis von Viareggio, die bedeutendste literarische Auszeichnung Italiens, erhalten hat. Man kann hier wie die "Neue Zürcher Zeitung" anläßlich der italienischen Originalausgabe von einer surrealistischen, man kann

auch von einer neoveristischen Darstellung sprechen; wer z. B. den Film "Fahrraddiebe" gesehen hat, den wird manches in Milieu und Kolorit daran erinnern. Aber man kommt der Autorin wahrscheinlich näher, wenn man sämtliche Ismen beiseite läßt. Anna Maria Ortese dringt ein im die Elendsviertel der Stadt, in das lärmende, vielschichtige, in allen Schichten gleich trostlose Leben der Hinterhöfe (Die Brille); sie beschreibt mit beklemmender Genauig-keit den "Teppich aus Fleisch", die über-völkerten Gassen, und eine Szene im Pfandhaus (Gold auf der Forcella); sie schildert das Granili III und IV, eine ehemalige Kaserne, wo in dreihundertachtundvierzig Wohnungen fünfhundertsiebzig Familien untergebracht sind, insgesamt dreitausend Menschen, zum Teil bis zu fünf Familien in einem Raun, deren unvorstellbaren inneren und äußeren Verfall sie in einzelnen Ausschnitten ans Licht zieht (Eine unfreiwillige Stadt); schließlich durchleuchtet sie die Scheinexistenz einer bürgerlichen Familie (Zu Hause unter sich). Es mag Anna Maria Ortese ähnlich ergangen sein wie in der ersten Erzählung der kleinen Eugenia, die, nahezu blind, plötzlich durch eine Brille ihre Umwelt erkennt. Die Wahrheit hinter der täuschenden Fassade, der Betriebsamkeit, der scheinbaren Fröhlichkeit von Neapel, der Blick in den sozialen Abgrund hat Anna Maria Ortese erschüttert, und die Erschütterung hat ihr den Mund geöffnet. Ergriffen-heit und Erbarmen haben die Sprache dieses Buches geformt. Es schildert die tiefste menschliche Verworfenheit, ohne Abscheu davor zu erwecken. Das Buch klagt an; und dies mit ungewöhnlicher Gestaltungskraft, denn es läßt erkennen, daß noch unter dem ekelerregenden Schmutz sozialer Mißstände und der aufs niedrigste gesunkenen Moral ein Funke menschlicher Würde und menschlichen Fühlens glimmt.

Nicht weniger überzeugend ist der Roman "Sarragan" von Marie Mauron (Zürich und München 1955, Speer-Verlag. 278 S. DM 8,60). Auch Marie Mauron erhielt eine literarische Auszeichnung, für ihren wunderbaren Hirtenroman "Aqué menoun!" 1953 den Charles-Veillon-Preis. Auch ihr geht es diesmal, während dort das Leben der Herde im Vordergrund steht, um das Leben der Menschen, und auch diese sind arm. Aber es ist die saubere Armut der Bauern in

einem kargen Land; das Schicksal des Menschen wird nicht durch den Druck der Masse, der Übervölkerung bestimmt; jeder hat sein eigenes Gesicht und die Freiheit, der Armut auf seine Art zu begegnen. Die Alpillen — ein kaum be-siedelter Gebirgszug im Dreieck zwischen Rhone und Durance - sind der Schauplatz der Handlung und zugleich deren treibende Kraft. Hier lernt Pierre de Sarragan von seinem Großvater das Glück des ungebundenen Lebens, lernt Fährten lesen, Fallen stellen, Lockfutter streuen, Wild und Vögel jagen, Schnek-ken, Pilze und allerlei eßbares Kraut finden und die nach Rosmarin und Thymian duftenden Täler über alles lieben. Gewiß, bald liebt er auch Benoite, die der Armut durch geregelte Tätigkeit beikommen will, aber schon bei dem Versuch, im Steinbruch zu arbeiten, verliert er seinen einzigen Reichtum, das ihm sonst nie versiegende Lachen. Um lachen zu können, braucht er die Berge. Er pflanzt ein paar Bäume, gräbt gele-gentlich einen Acker um und folgt weiter dem Schatten des Großvaters durch die Alpillen. Kinder werden geboren und wachsen heran, die Armut bleibt seinem Haus treu, Krankheit und Tod verschonen es nicht, und als schließlich alle Nöte ein versöhnliches Ende finden, ist es nicht sein Verdienst. Doch nur um seiner Fröhlichkeit willen, die das Dasein reich macht, werden von andern die Schwierigkeiten gelöst. Im Verlauf der Handlung wird der Name Sarragan zum Symbol dafür, sich nicht ins Joch spannen zu lassen; wenn man keinen Wein hat, ein Pfefferminzblatt zwischen die Lippen zu nehmen. Diejenigen, die den Namen in diesem Sinne weitertragen - Pierres Tochter Marthon und Rasibus, mit dem das Geschlecht endet ziehen hieraus die letzte Konsequenz, sie gehen auch keine menschlichen Bindungen mehr ein. Aber sie sind fröhlich, und man wünscht, sich selbst einen Rest ihrer Genügsamkeit und Freude am reinen Dasein bewahren zu können. Will man zum Vergleich mit Marie Mauron einen bekannteren Autor heranziehen, so mag man an Giono oder Thyde Monnier denken. Licht und Luft der Provence liegen über dem Buch; so vielfältig die Charaktere der verschiedenen Gestalten auch sind, entstammen sie doch alle der provencalischen Erde, und jede einzelne ist rund und plastisch, mit dichterischer Kraft geformt.

Eine völlig andere Welt erschließt der Sammelband "33 unter einem Hut" von Ruth Schaumann (Freiburg 1955, Ver-lag Herder, 150 S. DM 6,80). Er enthält viele hübsche, noch im Moralischen heitere, im Traurigen tröstliche und einfach vergnügliche kleine Geschichten, und wie der Band sie unter einen Hut gebracht hat, so sind sie alle auf einen Ton gestimmt: auf den Märchenton. Könige, Ritter und gewönliche Men-schen, Tiere und Engel wimmeln bunt durcheinander, die Orte haben hintergründige Namen, die Geschehnisse sind ins Zeitlose entrückt, sind außerdem leicht zu verstehen und, wie es sich für Märchen geziemt, wohlgefällig pointiert. Wo die Sympathie des Lesers ist, dort ist die Klugheit, die den Sieg davon-trägt; wo die wahre Liebe ist, dort ist das Glück; Armut und Einfalt kommen ans Ziel; Macht und Reichtum handeln gerecht oder werden entsprechend belehrt. Kinder, sofern es noch Kinder gibt, die mit Märchen etwas anzufangen wissen, werden ihren Spaß an dem Buch haben, und auch für Erwachsene ist es reizvoll, die eine oder andere der sprachlich sauber ausgefeilten Geschichten zu lesen. Gern hätte man hierfür allerdings ein Inhalts-verzeichnis, das dem Buch fehlt.

Wie richtig, vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet, es ist, die kind-liche Phantasie in der Art von Ruth Schaumann durch freundliche Bilder anzuregen und dabei alles Bedrückende zu vermeiden, zeigt die Erzählung "Die Rosenkugel" von Christine Lavant (Stuttgart 1956, Brentanoverlag. 83 S. DM 4,80). Christine Lavant schildert die Erlebnisse eines kleinen Mädchens, dessen Bewußtsein angefüllt ist von Vorstellungen des Schreckens. Glaube, Aberglaube und Märchen, Begriffe wie Sünde, Todsünde, Hölle, Teufel und Nacht-mann, Hexe und böse Verzauberung, stürzen das bedauernswerte Geschöpf von einer Angst in die andere. Weder sein Vertrauen zur Rosenkugel — einem in eine Gartenkugel gebannten Schutzgeist - noch die Zärtlichkeit der Mutter vermag etwas dagegen, bis endlich ein lange gefürchteter, doch im Grunde gutartiger Junge das Mädchen von der dunklen Scheinwelt befreit. Die Darstellung, in der sich Traum und Wirklichkeit eng verbinden, hat dichterische Züge, aber auch einen Zug ins Süßliche, Hildegard Ahemm was stört.

Analyse des poetischen Denkens

Unter diesem Titel legt unser Mitarbeiter, der in Amerika tätige Philosoph Max Rieser, die Frucht langjähriger Beobachtungen und scharfsinniger Schlüsse vor, die auch den literarisch und ästhetisch Gebildeten mit neuen und wertvollen Erkenntnissen beschenken. Deutend wendet er den Evolutionsgedanken auf das poetische Denken an, das heißt, er will nicht wie der Literarhistoriker den Künstler, sondern er will die Kunst erkennen lassen, und dieser einzigartige Versuch einer Analyse der Dichtkunst führt zu seltsamen Fragen und oft überraschenden Antworten (Wien, Sexl. 91 S. 36 Sch.). Auch hier heißt es: im Anfang war der Rhythmus, der aus der Bewegtheit kommt, Ekstase ist und zur Selbst-aufhebung führt. Gleich ihm ist auch der Reim ein Bindemittel mit narkotischer Wirkung. Rieser schildert die Vorgänge in der Seele des Schaffenden, doch auch in der des Nachempfindenden und

erkennt als das wichtigste Merkmal der Poesie die Symbolik. Er unterscheidet Wissenschaft und Kunst; den Gelehrten und den Dichter. Jener will die Welt entschleiern, dieser sein Ich ausdrücken. Die dichterische Sprache, oft der Sprache des Bauern verwandt, fällt in primitive Gestaltungen zurück, in den Animismus und die Infantilität der Frühzeit. Was den Künstler befreit hat, erlöst auch den Nachempfindenden; je vollkommener das Werk, umso mächtiger ist die ästhetische Befriedigung. Denn die Sehnsucht nach Ausdruck erfüllt die Seele des Menschen. Aber nur dem Künstler ist gegeben, zu sagen, was er leidet.

Die Abhandlung, die uns in ihren Ergebnissen nahe ans Herz geht, ist nicht leicht zu lesen, doch wer sich bemüht dem Verfasser zu folgen, findet den Weg und vertieft die eigne Fähigkeit, ein Kunstwerk mit einem der Schöpferlust verwandten Glück zu genießen.

Paul Weiglin

#### Hinweise

J. Walter Thompson Co: "The Latin American Markets" (New York 1956, McGraw-Hill. 196 S. \$ 18.—). Dieses großformatige Buch bietet einen ausgezeichneten Einblick in die lateinamerikanischen Wirtschaftsräume mit ihren 173 Millionen Bewohnern, die auch für die deutschen Exporteure mehr und mehr an Bedeutung gewinnen. Die Herausgeber, eine der ganz großen amerikanischen Advertising agencies, unterhalten neuerdings auch ein deutsches Büro in Frankfurt/M.

Geissler, Ann Margret: "Die Spur der Erdentage" (Stuttgart, Steinkopf. 315 S. DM 12,—). Das Leben Wilhelm Hansens, der Seemann oder Pfarrer werden wollte, Schuhmacher wurde und es am Ende in Amerika doch zum Geistlichen und Armenhausvater brachte, mehr Bericht als Roman in der Schlichtheit der auch kulturgeschichtlich für die Kenntnis des 19. Jahrhunderts wertvollen Darstellung.

Ranke, Leopold v.: "Über die Epochen der neueren Geschichte" (Stuttgart, Kohlhammer-Verlag. 166 S. DM 8,80). Die Gedächtnisausgabe zum 100. Jahrestag der Vorlesungen, die man als die "Summe der neueren Geschichte" bezeichnet hat.

Höcker, Karla: "Begegnung mit Furtwängler" (Gütersloh, Bertelsmann. 64 S. Bildtafeln. DM 2,40). Mit Takt und Treue bewahrt die Verfasserin in dem jetzt bis zum 17. Tausend vorliegenden Büchlein Erinnerungen an Gespräche und Erlebnisse mit dem großen Musiker und bedeutenden Menschen.

Masereel, Frans, Hagelstange Rudolf: "Die Nacht" (Zürich, Europa Verlag. 80 S.). Zu den 37 Holzschnitten, die Frans Masereel 1953 schuf, und die sein geniales Können auf der Höhe zeigen, schrieb Hagelstange einen Text, der mit feinem Einfühlungsvermögen sich den Meisterwerken Masereels als ebenbürtig erweist. Die Ausstattung, Drucktypen und Satzordnung sind vorbildlich.

Suhrkamp, Peter: Ausgewählte Schriften zur Zeit- und Geistesgeschichte (Frankfurt a. M. Privatdruck. 257 S.). Freunde des ausgezeichneten Verlegers haben ihm zu Ehren Aufsätze und Beobachtungen gesammelt, die der im Sinne seines berühmten Vorgängers Addison unbestechliche und scharfäugige "Spectato" namentlich in den ersten Kriegsjahren aus dem Erleben des Tages geschöpft hat.

### Mitteilungen

Die dieser Ausgabe beigefügten Prospekte der Verlage Langen-Müller und Claassen empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

#### In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Paul Olbrich Die russischen Atompläne in der Sowjetzone
I. G. Wertmiller Der Richter und das unsittliche Gesetz
Wilhelm Sternfeld Der Mord an Professor Lessing
Hilde Herrmann Paul Tillich
Harry Zohn Unveröffentlichte Briefe Stefan Zweigs
Pierre Hubac Karthago — Revision einer Legende
Leon Zeitlin Wirtschaftswissenschaft, Wirtschaftspolitik
und Wirtschaftsdemokratie
Wolfgang Goetz Aus dem Nachlaß
F. T. Csokor Die letzte Stunde. Erzählung

#### Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: Martin Braun, 52, Dr. phil. (Heidelberg), Ph. D. (Cambridge), Altertumswissenschaftler und Schriftsteller seit 1934 in England: 1934/36 Trinity College, Cambridge, 1936/41 Manchester College, Oxford, 1941/50 Programm-Assistent im Europa-Dienst des Londoner Rundfunks. -Albrecht Goes, Pfarrer, 1908 in Langenbeutingen/Wttbg. geboren, schrieb Gedichte "1930 - 1950", Essais, Laienspiel und Erzählungen, von denen "Unruhige Nacht" (1949) und "Das Brandopfer" (1955) übernationale Bedeutung erlangten. - Erich Lotz, 60, verlor im Ersten Weltkrieg das Augenlicht, lebte als Studienrat in Hamburg und Tübingen, veröffentlichte u. a. "Der Weg nach innen" und "Das Leid". - Ture Nerman, 70, ist der Historiker der schwedischen Gewerkschaften, Sozialist (und Kommunist bis in die dreißiger Jahre), er gab im Zweiten Weltkrieg die Zeitschrift "Trotz allem" heraus und hielt seine erste Kammerrede 1946 in Hexametern. Seine Lyrik ist Gustav Fröding und Heinrich Heine verpflichtet. - Kurt Sigel wurde 1931 in Frankfurt a. Main geboren, arbeitet seit 1954 in Heidelberg als Typograph und Graphiker. - Dr. rer. pol. Max Ernst Graf zu Solms-Rödelheim, 1910 in Straßburg geboren, Ordinarius für Soziologie an der Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven, ist einer der besten Kenner des Max Weberschen Werkes, besonders der Religionssoziologie, der seine eigenen Studien gelten.

#### . Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstrafte 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsfej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NY, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncales Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokuxu 12.

Postverlagsort: Baden-Baden - Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5.-.

# KOHLHAMMER KUNSTBUCH

Will Grohmann — einer der besten Kenner der Kunst unserer Zeit und ein spezieller Kenner der Persönlichkeit des Künstlers schuf mit seinem neuen Werk eine großangelegte, umfassende Monographie über

# KARL SCHMIDT-ROTTLUFF

324 Seiten Gesamtumfang — 59 Strichzeichnungen — 89 Schwarzweiß-Abbildungen — 21 Farbtafeln — 28 Seiten Gruppenkatalog mit 278 Kleinabbildungen — Leinen DM 39,80.

Dieses Buch stellt die erste größer angelegte Betrachtung über

## KARL SCHMIDT-ROTTLUFF

dar. Professor Grohmann betrachtet das Werk des Künstlers von den Anfängen bis zu den jüngsten Äußerungen und läßt diesem bedeutenden Repräsentanten der modernen Malerei die Würdigung zukommen, die er verdient. Man findet durch die gute Darstellungsweise Grohmanns, die durch zahlreiche Abbildungen unterstützt wird, einen Zugang zu der oft eigenwilligen Schaffensweise des Künstlers. Man erkennt, wie bei

# KARL SCHMIDT-ROTTLUFF

das Verhältnis zur Farbe als einem Ausdrucksmittel vielfältigen Schwankungen unterliegt, wie die Farbe und der Symbolgehalt der körperhaften Formen um den Vorrang in den Darstellungen streiten und wie die ursprüngliche Neigung des Künstlers — er war Architekt — mit den Bedürfnissen des bildhaft gestaltenden Menschen sich auseinandersetzen.

Auf Wunsch senden wir Ihnen gerne einen ausführlichen Prospekt!

### W. KOHLHAMMER STUTTGART



in einer modernen Verteidigungstruppe gibt Angehörigen aller technischen Berufe gute Möglichkeiten, ihre Kenntnisse zu erweitern und neue in- und ausländische Konstruktionen kennenzulernen. DIE DEUTSCHE BUNDESWEHR braucht für den Aufbau junge Menschen, die schon jetzt den harten, aber ehrenvollen Beruf des Soldaten freiwillig ergreifen wollen. Die Ausbildungszeiten sind für die Dauer der Aufstellung der Bundeswehr verkürzt, so daß schnelle und günstige Aufstiegsmöglichkeiten bestehen. Auskunft bei den Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter oder bei den Leitern der Annahme in den Wehrbereichen:

KIEL-Wik · Niemannsweg 222 STUTTGART-Böblingen · Böblinger Allee HANNOVER-Buchholz · Sündernstraße 29 MAINZ · Freiligrathstraße DUSSELDORF · Wilhelmsplatz 9 MUNCHEN · Dachquer Straße 126/138 AN DAS BUNDESMINISTERIUM FÜR VERTEIDIGUNG (K) BONN ERMEKEILSTRASSE Ich interessiere mich für den Dienst in der Deutschen Bundeswehr. Bitte senden Sie mir Aufklärungsmaterial über die Möglichkeiten, freiwillig in HEER/LUFTWAFFE/MARINE® Ort und Kreis: zu dienen. Für mich kommt in Frage: 713 Unteroffizierslaufbahn / Offizierslaufbahn\* Geburtsjahrgeng: \_\_\_\_\_ Seruf:\_\_\_ v Zutreffendes bitte unterstreichen

### Neue Zeitschrift für Musik

gegründet 1834 von Robert Schumann

Schriftleitung: Heinz Joachim'u. Dr. Karl H. Wörner Schriftleitung für München: Professor Dr. Erich Valentin

Eine allgemeine Musikzeitschrift, die älteste heute noch existierende der Welt —

behandelt Fragen der Musik in Vergangenheit und Gegenwart unterrichtet über alle wichtigen Aufführungen in Oper, Konzert, Funk und Fernsehen bringt aktuelle Nachrichten des In- und Auslandes würdigt kritisch neue Bücher, Noten, Schallplatten zahlreiche Bilder und Notenbei-

monatlich wenigstens 64 Seiten.

Bezugspreis: vierteljährlich 3,75 DM, jährlich 14,— DM.

Verlangen Sie Probenummern vom Verlag "Neue Zeitschrift für Musik", Mainz, Weihergarten 7.

# Rudolf Pannwitz

Werke der letzten Jahre

#### GEDANKENWERK

Beiträge zu einer Europäischen Kultur 276 Seiten, Ganzleinen DM 18,50

Der Nihilismus u. die werdende Welt 308 Seiten, Ganzleinen DM 16,—

Der Friede 184 Seiten, Ganzleinen DM 8,-

#### DICHTUNG

#### Landschaftgedichte

104 Seiten, Ganzleinen DM 4,50

König Laurin. Ein episches Gedicht.
88 Seiten, kartoniert ca. DM 6,—

Bitte fordern Sie Sonderprospekt an!

**VERLAG HANS CARL - NURNBERG** 

# INSTITUT FUR EUROPAISCHE POLITIK UND WIRTSCHAFT, FRANKFURT AM MAIN (Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik e. V.)

In Vorbereitung:

Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, Band 14:

# Probleme der internationalen Abrüstung

Eine Übersicht der Bemühungen der Vereinten Nationen 1945-1955

- Verbot von Atomwaffen
- Verminderung der Streitkräfte
- Herabsetzung der herkömmlichen Rüstungen
- Inspektion und Kontrolle

Mit einem zweisprachigen Anhang (Englisch / Deutsch) der wichtigsten Dokumente

Zu beziehen über den Buchhandel oder durch

EUROPÄISCHER AUSTAUSCHDIENST E.V., FRANKFURT AM MAIN, MYLIUSSTRASSE 20

# Das magische Feüer

Richard Wagners Lebenskampf
geschildert von ihm selbst
Aus den Aufzeichnungen, Briefen und Schriften Richard Wagners
herausgegeben von Wolfgang Weber
ca. 350 Seiten, 6 Bilder, Leinen ca. 14,— DM

Es gibt viele Bücher über Richard Wagner; sie alle können nicht so lebenswahr und echt sein wie die Darstellung, die Wagner selbst von seinem Leben gibt.

Aus Aufzeichnungen, Briefen und Schriften ist in der das Wesentliche zusammenfassenden Auswahl Wolfgang Webers eine für breitere Leserschichten bestimmte Autobiographie Richard Wagners entstanden. Es ist hochinteressant, den Künstler selbst, der ja nicht nur Musiker, sondern auch Dichter und Schriftsteller war, sein dramatisches, wechselvolles, an Elend und Glück gleichermaßen reiches Leben schildern zu hören. Über diesem Leben könnten die Worte stehen: "Nichts Menschliches ist mir fremd", sei es die Not ums tägliche Brot, Flüchtlingselend, die Qual einer unverstandenen Ehe, das Glück des schöpferischen Menschen, Ehre und Macht, königliche Freundschaft und tiefste Frauenliebe.

Ein Buch, das Interesse und Anteilnahme bei vielen finden wird!

In gleicher Weise erzählen ihr Leben

HANS CHRISTIAN ANDERSEN

Wem das Glück lacht

240 Seiten · Leinen 7,80

WOLFGANG AMADEUS MOZART

Das Zauberreich meines Lebens

228 Seiten · Leinen 6,80 DM

CLARA UND ROBERT SCHUMANN

Roman einer Liebe

230 Seiten · Leinen 5,80 DM

HELIOPOLIS VERLAG TÜBINGEN

Das Wissen des 20. Jahrhunderts im Taschenbuch Mit enzyklopädischem Stichwort

# rowohlts deutsche enzyklopädie

Herausgeber Prof. Ernesto Grassi

Jeder Band DM 1,90

#### 1956 erschienen:

Werner Heisenberg, Das Naturbild der heutigen Physik / Geoffrey Gorer, Die Amerikaner / José Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen / Lawrence S. Kubie, Psychoanalyse ohne Geheimnis / Albert Einstein-Leopold Infeld, Die Evolution der Physik / Jakob von Uexküll-Georg Kriszat, Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen - Bedeutungslehre / Ludwig Marcuse, Sigmund Freud / Walter F. Otto, Theophania - Der Geist der altgriechischen Religion / Louis Baudin, Der sozialistische Staat der Inka / Hans Jürgen Eysenck, Wege und Abwege der Psychologie / S. Giedion, Architektur und Gemeinschaft / Walter Hess, Dokumente zum Verständnis der modernen Malerei / Adolf Portmann, Zoologie und das neue Bild des Menschen / Johan Huizinga, Homo Ludens / August F. Thienemann, Leben und Umwelt / Margret Boveri, Der Verrat im XX. Jahrhundert (Für und gegen die Nation): Das sichtbare Geschehen / Margret Boveri, Der Verrat im XX. Jahrhundert: Das unsichtbare Geschehen / Hugo Friedrich, Die Struktur der modernen Lyrik (Von Baudelaire bis zur Gegenwart) / Joseph Bidez, Der Untergang der heidnischen Welt.

#### Vorschau:

Romano Guardini, Der Tod des Sokrates / Erwin Schrödinger, Die Natur und die Griechen / Fritz Baade, Welternährungswirtschaft / J. A. C. Brown, Psychologie / S. Giedion, Architektur und Gemeinschaft / Walter Hess, das Profane / Hugh Nicol, Der Mensch und die Mikroben / Nikolaus Pevsner, Wegbereiter moderner Formgebung / Arnold Gehlen, Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft / Franz Altheim, Der unbesiegte Gott / Erensto Grassi, Kunst und Mythos.

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung.

Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

Rowohlt Taschenbuch Verlag Hamburg 13

#### In Kürze erscheinen

WILHELM GROENER

### Lebenserinnerungen

Jugend - Generalstab - Weltkrieg

Herausgegeben v. Friedrich Freiherr von Gaertringen. Mit einem Vorwort von Peter Rassow.

Etwa 540 S., Leinen etwa 28,-- DM

Groeners Darstellung umfaßt die Zeit von 1867 bis zum Herbst 1919, reicht von seiner Jugend in einfachen Verhältnissen einer kleinen schwäbischen Garnisionstadt bis zum Aufbau der Reichswehr. Die sehr abgewogenen Betrachtungen des Siebzigjährigen über Politik und Strategie wechseln ab mit unmittelbaren Zeugnissen, vor allem aus Tagebüchern und Briefen der Kriegszeit, die u. a. unsere Kenntnisse über Wilhelm II., Hindenburg und Ludendorff um wichtige Züge erweitern. Die vorliegende wissenschaftliche Edition wird besonders begrüßt werden.

HERBERT SCHOFFLER

### Deutscher Geist im 18. Jahrhundert

Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte

Herausgegeben von Götz v. Selle 317 Seiten, Leinen etwa 13,80 DM

Der vorliegende Band enthält alle Arbeiten Schöfflers über das Zeitalter der Aufklärung, der er sich wesensverwandt fühlte. Die Arbeiten über den jungen Goethe, insbesondere ein großartiges Essay über die "Leiden des jungen Werther", über das literarische Zürich, über Herder und Bürger und vor allem die ursprüngliche Fassung eines Lichtenberg-Vortrages sind grundlegende und geistreiche Beiträge zur Geistes- und Religionsgeschichte des 18. Jahrhunderts, wie wir sie in der Literaturgeschichte nur selten finden.

#### VANDENHOECK & RUPRECHT · GOTTINGEN

#### Institut für Europäische Politik und Wirtschaft Frankfurt am Main

(Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V.)

Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, Band 13:

#### Das Ende des Stalin-Mythos

Die Ergebnisse des XX. Parteikongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.

Parteiführung - Parteiorganisation -Parteiideologie

Von Dr. Boris Meissner

Mit einem Dokumentenanhang und einem ausführlichen Personenregister (rund 3000 Namen) der führenden Funktionäre d. KPdSU.

> Umfang: 216 Seiten Preis: Kart. DM 19,50

Zu beziehen über den Buchhandel oder durch

EUROPAISCHER AUSTAUSCHDIENST E.V. Frankfurt am Main, Myliusstraße 20

# **FORVM**

Osterreichische Monatsblätter für kulturelle Freibeit

Redaktion: Friedrich Abendroth / Felix Hubalek / Alexander Lernet-Holenia / Friedrich Torberg

Nr. 33 September 1956 DM 1,20

PRO UND CONTRA Österreichische Nation

Franz Borkenau
Die Chruschtschew-Legende

Karl Bednarik
Neues von der Konsumfront

A. Lernet-Holenia
Über Gottfried Benn
und Bertolt Brecht

Ernst Krenek
Was ist elektronische Musik?

FORVM, Wien VII., Museumstraße 5



Wenn Studienräte "aus der Schule plaudern", gibt es nicht immer ein lesenswertes Buch, es sei denn, ein Satiriker wäre unter ihnen, ein Mann, ehrfurchtslos genug, der geheiligten Tretmühle des Amtes den Rücken zu kehren, um "in der Pause" seinen eigenen, höchst unpopulären Gedanken nachzugehen. Was HEINRICH HAHNE hier vorlegt, ist nun das Ergebnis solch unzeitgemäßen Privatdenkens - Ketzereien, die, obgleich amüsant und witzig geschrieben, des ernsten - und wie könnte es anders sein - didaktischen Untertons nicht entbehren. "Die Schule ist kein Rummelplatz", unter dieser Devise werden die pädagogischen Einrichtungen kritisch betrachtet, das Karussell der Reformen, Schulungen und Umschulungen, der Methodenstreit, der Eltern-

beirat glossiert. HEINRICH HAHNE ist eigentlich kein Fortschrittler oder Revolutionär, eher möchte man ihn einen Konservativen nennen, wenn er meint, daß Schule, Lehrer und Schüler dem Gesetz der Leistung, des Stoffes, seiner Vermittlung und Verarbeitung unterstehen. In seinem Buche

# IN DER PAUSE

Ketzereien eines Studienrates

(154 Seiten, Leinen 7,80 DM) beschäftigt sich der Verfasser u. a. mit dem vielberedeten Problem der Bildungs- und Schulkrise, die Gegenstand zahlloser Konferenzen und Beratungen sind — mit und ohne Eltern. Gegen diesen Reformbetrieb tritt Hahne mit der verblüffenden Frage an: Bildung eine Sache der Intelligenz oder ein sozialer Anspruch? — "Hahnes Buch ist von größter Wichtigkeit für die Diskussion unseres Schulwesens. Fast niemand mehr wagt den Utilitaristen und den Leichtmachern entgegenzutreten, fast jeder Beteiligte glaubt es sich schuldig zu sein, einen Reformplan in der Hand zu schwingen. Und dabei handelt es sich für den Lehrer um gar nichts anderes, als die große antike Welt an den frühen Morgen des geistig Heranwachsenden zu stellen und das berühmte Nützliche den späteren Jahren der zielsicheren, törichten und tödlichen Sachlichkeit zu überlassen." Rudolf Krämer-Bedoni, Rüdesheim

#### ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

KURT MATTHIES

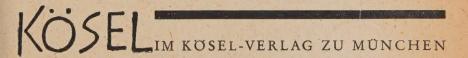
Ich hörte die Lerchen singen

Ein Tagebuch aus dem Osten 1941 — 1945

> Leinen DM 12,80 282 Seiten

»Das Buch mit dem dilettantischen Titel ist ein höchst eigenständiger und eigenwilliger Erlebnisbericht. Einem beachtlichen Lyriker ist hier ein durch und durch episches Werk gelungen, das in der geistigen Haltung Ernst Jüngers Tagebüchern nahesteht. Das Landschaftserlebnis der russischen Ebene, die Verlorenheit eines lächerlichen Trüppleins deutscher Eindringlinge, der ganze grotesk-sinnlose und geheimnisvoll reglementierte Kommißbetrieb, schließlich die Ahnung des trüben Ausgangs und die Flucht nach Westen rollen einem Film gleich in eindringlichen Bildern ab. Naturmystik und exakte Naturbeobachtung, apathische Gelassenheit und gewitzter Ungehorsam, Humor und gesunde Selbstbehauptung - alle Register, über die ein Mensch verfügt, um in solch unglaubhafter Situation zu bestehen, sind gezogen. Aber aus Vogelruf und Sonnenaufgang, aus den schweigenden Nachtwachen, die Kurt Matthies so offensichtlich liebt, aus dem sehr distanzierten Blick, den er auf die Bewohner des Landes tut, aus den Fatalitäten der Ungewißheit und des unberechenbaren Wechsels gestaltet sich eine Art Kosmos. Greifbar fast meinen wir das Schicksalsgespinst sich entfalten und verdichten zu spüren. Matthies verfügt über eine sehr ausdrucksvolle und melodiöse Sprache. Vom plattesten Landserjargon bis zu den rarsten Ausdrücken der Sprache von der Waterkant weiß er das Ding bei seinem Namen zu rufen: unverwechselbar, bezeichnend, umgreifend und konkret. Im ganzen Buch gibt es kein Zwielicht, trotz der Sumpfnächte, trotz der Nebelschleier, des Gewirrs von Vermutungen und Gerüchten. Und dann die Menschen! Wie er die Kameraden und Vorgesetzten ins Treffen führt, an ihren Platz, mit knappen Strichen von der Meisterschaft eines sicheren Zeichners, ohne Seelenauslotung und plumpe Vertraulichkeiten, real und plastisch, genau wie er die Landschaft faßt, nicht als imago, sondern als Wirkung. Fast vergist man den Krieg über dem Menschlichen in diesem Buch. Er ist nur die besondere Lage, in der sich der Dichter eben befindet, ebenso gut könnte es eine Moorhuhnjagd oder eine Teegesellschaft sein. Ein Kriegsbuch der sauberen menschlichen Mitte: gleich weit entfernt von unbilliger Rechtfertigung des anrüchigen Handwerks wie von einem hysterischen Zetergeschrei, das sich im nachhinein immer peinlich anhört.«

Maximilian B. Tischler, Salzburg





# FISCHER BÜCHEREI

Die neuesten Bände - Jeder Band DM 1,90

- \* 125 CHARLES LINDBERGH, Mein Flug über den Ozean "Lindberghs Buch wiegt ganze Stapel amerikanischer Romane auf, es ist eines der großartigsten Selbstzeugnisse, die unsere Zeit bisher hervorgebracht hat." (Friedrich Sieburg)
  - 126 ALAN PATON, Denn sie sollen getröstet werden Aus eigener Erfahrung läßt Paton das tragische Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen im heutigen Südafrika ergreifend lebendig werden. Ein aufrüttelnder Roman.
- 127 WALTER GROPIUS, Architektur. Wege zu einer optischen Kultur. Mit 52 Abbildungen.
   Die hier behandelten Fragen interessieren jeden Menschen; sie treffen mitten in den Nerv des modernen Lebens.
  - 128 INA SEIDEL, Unser Freund Peregrin Eine bezaubernde Dichtung. Der Freund Peregrin begleitet das Leben dreier Kinder, die auch als Erwachsene geeint bleiben im Zeichen dieses Schutzgeistes ihrer Kinderjahre.
  - 129 WOLFGANG SCHADEWALDT, Griechische Sternsagen Wolfgang Schadewaldt, einer der besten Kenner der Antike, erzählt die alten griechischen Sagen über die Entstehung der Sternbilder. Illustrationen von Gerhard C. Schultz.
- 130 THOMAS VON AQUIN, Auswahl und Einleitung: Josef Pieper Im Werk Thomas von Aquins verbindet sich die philosophische Überlieferung des Altertums mit der theologischen Erkenntnis des frühen Mittelalters.
  - 131 RUDOLF G. BINDING, Erlebtes Leben
    Dieses "Selbstbildnis und Bildnis" einer Zeit gehört zu den schönsten Erinnerungsbüchern,
    die wir von einem deutschen Dichter haben.
  - 132 FRANZ KAFKA, Amerika Die erste preiswerte Ausgabe des Romans, der die Reihe Kafkas großer Romane eröffnete. — "Es gibt Szenen in ihm, die unwiderstehlich an Chaplin-Filme erinnern, an so schöne, wie sie freilich noch nicht geschrieben wurden." (Max Brod)
- 133 MACHIAVELLI, Auswahl und Einleitung: Carlo Schmid Der bekannte Politiker zeigt in einer umfassenden Auswahl aus den Schriften Machiavellis, daß dessen Werk bis in unsere Tage nichts von seiner Aktualität verloren hat.
- 134 SCHOPENHAUER, Auswahl und Einleitung: Reinhold Schneider Eine Auswahl, die neben Lebenszeugnissen Schopenhauers vor allem das Hauptwerk "Welt als Wille und Vorstellung" umfaßt, und in der der ganze Reichtum des Schopenhauerschen Gedankengutes lebendig wird.
- \* 135 HEINRICH VON KLEIST, Die Erzählungen Mit einer Einleitung von Thomas Mann In der Einleitung von Thomas Mann erscheint die Gegenwärtigkeit der Kleist'schen Erzählungen, die hier in einem besonders schön ausgestatteten Band vollständig vorliegen, in einem neuen Licht.
- # 136 GOETHE ERZÄHLT SEIN LEBEN Herausgegeben von Hans Egon Gerlach und Otto Hermann Ein Lebensbild Goethes aus der Fülle der unmittelbaren Zeugnisse, der Selbstdarstellungen und dichterischen Gestaltungen des eigenen Erlebens, ergänzt durch Zeugnisse seiner Freunde und Zeitgenossen.
  - 137 ANDRÉ GIDE, Isabelle Dieser Roman schildert in kunstvoller Erzählform die eigensüchtige Liebe einer jungen, schönen Frau, die einer Reihe von Menschen zum Schicksal wird.
- 138 ALEXIS DE TOCQUEVILLE, Die Demokratie in Amerika.
   Auswahl und Einleitung: J. P. Mayer. Vorwort: Carl J. Burckhardt
   Tocquevilles Hauptwerk, das hier zum Teil erstmalig ins Deutsche übersetzt wurde, stellt die Grundlagen des freiheitlichen Staates dar.
  - Buch des Wissens

# Großband DM 2,90

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

# 125 Jahre Francke Verlag Bern

Gegründet 1831 als Dalp'sche Buchhandlung

#### NEUERSCHEINUNGEN HERBST 1956

### Georg Brandes und Arthur Schnitzler

Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Kurt Bergel 240 Seiten, mit 2 Tafeln. DM 16,-, Leinen DM 19,80

Ein umfangreicher Briefwechsel, der von den dichterischen Anfängen Schnitzlers an datiert und auf beide Persönlichkeiten wesentlich neues Licht wirft.

## Matthijs Jolles: Goethes Kunstanschauung

Etwa 350 Seiten. Leinen ca. DM 22,-

Goethes Denken über Kunst und Literatur wird in seiner Ganzheit und seinem inneren Zusammenhang gezeigt, ausgehend von Goethes Aufsatz «Der Sammler und die Seinigen».

## Gottfried Keller: Ausgewählte Gedichte

Auswahl, Einleitung und Kommentar von Walter Muschg 219 Seiten. Leinen DM 12,80

Durch die Auswahl der Gedichte, die besonders den jungen, ringenden Dichter zeigen, und durch die Einführung Walter Muschgs ergibt sich ein geläutertes, in vielen Zügen neues Gottfried Keller-Bild.

# Walter Muschg: Die Zerstörung der deutschen Literatur 197 Seiten. Leinen DM 11.80

Eine Sammlung von neueren Essays, die das Grundthema von Muschgs bekanntem, vieldiskutiertem Werk Tragische Literaturgeschichte aufnehmen und an Erscheinungen der modernen Literatur aufzeigen (u. a. Gottried Benn, Josef Weinheber Martin Heidegger, Josef Nadler). Ein brillant geschriebenes Buch, dessen Lektüre zum aufrüttelnden geistigen Erlebnis wird.

# Neuerscheinungen 1956

### MARION VON SCHRÖDER VERLAG, HAMBURG

Kant-Brevier. Herausgegeben von Johannes Pfeiffer. 3. Auflage, 360 Seiten, flexibel Leinen, DM 12,80

Reichert, Heinrich G. Urban und human. Gedanken über lateinische Sprichwörter. 2. Auflage, 512 Seiten, flexibel Leinen, DM 13,80

Einem, Herbert von. Beiträge zu Goethes Kunstauffassung, 268 Seiten, Leinen, DM 13,80

Antike und Abendland, Band V Herausgegeben von Prof. Dr. Bruno Snell und Dr. Ulrich Fleischer. 156 Seiten, 6 Bildtafeln, mit 13 Abbildungen, kartoniert mit Pergaminumschlag, DM 18,— Ziegler, Leopold. Das Lehrgespräch vom allgemeinen Menschen in sieben Abenden. Herausgegeben in Verbindung mit der Klopstockstiftung. 256 Seiten, Leinen, DM 10,80

Dessauer, Friedrich. Erbe und Zükunft des Abendlandes. 64 Seiten, 8 Abbildungen, 3 Faksimiles, 1 Strichzeichnung, Leinen, DM 6,80 Reihe Rundfunk und Buch Band I

S c h a p e r , E d z a r d . Bürger In Zeit und Ewigkeit. 96 Seiten, 6 Abbildungen, 1 Faksimile, Leinen, DM 6,80. Reihe Rundfunk und Buch Band II

Rieder, Heinz. Napoleon III., Abenteurer und Imperator. Biographie, 312 Seiten, 34 Abbildungen, Leinen, DM 21,80

# AGENTUR DES RAUHEN HAUSES HAMBURG

Schmunzelgeschichten. Hrsg. v. Gerhard Wolter, 21 Zeichnungen v. Eva Schwimmer, 196 S., celloph. Ppb., DM 7,80

Die Tage der Welt sind Gottes Tag. Hrsg. v. Gerhard Prager (Prosa- und Lyrikbeiträge) mit 11 Textzeichnungen v. M.-F. Hoffmeister, 228 S., Ln, DM 11,30

Nikolai Lesskow, Der Berg (eine Novelle), Deutsch v. Johannes v. Guenther. 10 Zeichnungen v. Siegfried Oelke, 136 S., Ln, DM 6,80

Geboren ward das Licht (Advents- und Weihnachtserzählungen). Hrsg. v. Gerhard Wolter, 136 S., Ln, DM 6,50

# CHRISTIAN-VERLAG BAD NAUHEIM

Ebeling, Herman, Kennst Du Deine Rechte? — Menschenrechte und Brüderlichkeit — Geschichtlicher Überblick/Der Kampf um soziale. Gerechtigkeit/ Geschichte der Sklaverel/Sowjetunion und Menschenrechte u.v.a./Ausführlicher Dokumentenanhang — 184 S., Christian-Taschenbuch \*/4 — Doppelbd. DM 2,85

Zu Gott führen viele Wege – Hrsg. Leo Rosten – Kurzer Führer zu Religionen in Amerika. Authentische Antwort auf wichtige Fragen/Was glauben Baptisten? Katholiken? Lutheraner? Methodisten? Juden? Agnostiker? Zeugen Jehovas? und viele andere/Mit Beiträgen von Bertrand Russel, van Dusen, Stockman u. a. – 212 S., Christian-Taschenbuch <sup>5</sup>/<sub>6</sub> Doppelbd. 2,85

Gesell, Arnold, Das Kind von Fünf bis Zehn – Der "gute Gesell" für Eltern und Erzieher, II.Band – 460 S., Großformat, DM 19,50 (Gesell III, Jugend, 10 - 16, erscheint Sommer 1957)